Paed. Pr.
469.

Blühten und Früchte,

oder

Auswahl Erzählungen

für die

Jugend.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger,
1830.

Blühten und Früchte,

oder

Auswahl Erzählungen

für

die Jugend,

zur

Unterhaltung und Belehrung.

R

Enthaltend: Lohn der kindlichen Liebe und mütterlichen Duldung; — Die Kosacken; — St. Juliens Schiffbruch und Aufenthalt unter den Wilden; — Die Macht der kindlichen Liebe; — Die Auswanderung; — Die Macht des bösen Gewissens.

München, Paßau und Regensburg,
bei J. M. Daisenberger.
1830.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wer weis nicht, daß die Größe der Gegenstände, welche den Menschen beschäftigen, diesen selbst größer macht? Nicht, wie sehr ein einziger Spruch der Weisheit zur glücklichen Stunde in der Seele aufgenommen, den schrafen Willen stärkt, den Muth des Erdenpilgers aufrecht erhält, die emporstrebende Leidenschaft zu Boden drückt, und so der Vater von Entschlüssen wird, die den am Scheideweg stehenden Sterblichen für immer auf dem Pfade der Tugenden führen?

Dazu sein möglichstes beizutragen und mitzuwirken, ist der Zweck der Herausgabe dieses Büchleins. Möge sowohl das Herz des Lesers als der Verstand in den darin enthaltenen Gedanken volle Befriedigung finden, und die Summe des Guten in der Welt erhöht werden! Dieses wünschen von Herzen

die Herausgeber.

Lohn kindlicher Liebe

und

mütterlicher Duldung.

In einem Städtchen, — es heißt Brückenach und ist ein freundlicher Ort — lebte Frau Lindner mit ihren zwei Kindern, einem holden Mädchen und einem liebenswürdigen Knaben, in aller Stille und Zurückgezogenheit.

So neugierige Leute es mitunter im Orte gab, die gerne alles wissen möchten, was ihren Nachbarn betrifft: so brachte man doch nicht mehr heraus, als daß Frau Lindner, die vor zwei Jahren aus weiter Ferne hiehergezogen war, alle viertel Jahre mit dem Postwagen eine mäßige Summe Geldes erhalte; übrigens bekam sie nie Briefe, schrieb auch keine, gieng beinahe mit Niemanden um, und auf diese Art war es selbst noch ein Geheimniß, ob diese, so zu sagen, ganz unbekannte Frau einen Eheherrn habe oder ob sie Wittwe sey; ob sie ihr Dasein vornehmen Eltern verdanke, oder von geringer Abkunft herstamme.

Die Leute im Städtchen wußten über diese Frau Lindner gar nichts, doch stimmten sie alle darüber ein, daß sie

eine verständige, sittsame, gottesfürchtige und nach Kräften wohlthätige Frau sey, die dem Gottesdienste stets mit wahrer Andacht beiwohne, ihre Kinder gehörig zur Schule schicke, sie reinlich und anständig kleide, und zu guten, frommen und brauchbaren Menschen zu erziehen, ihr Möglichstes thue. Da überdieß Frau Lindner immer freundlich und liebevoll war, den wirklichen Armen Gutes nach Kräften that, und nie über ihre Miteinwohner ein liebloses Urtheil fällte, überdieß stets höflich und sanftmüthig war; so sprachen alle guten Brückenacher von der frommen Einsiedlerin, wie man scherzweise die stille einsame Frau nannte, mit Liebe und Hochachtung.

In diesem Städtchen wohnte Herr Selbert, ein Mann in den besten Jahren, reich, unabhängig und ledigen Standes. So wenig Frau Lindner mit Jünglingen und Männern Umgang hatte, auch nie Einen davon zu einem Besuche einlud, so machte sie doch mit Herrn Selbert eine Ausnahme, theils weil sie ihm als Mutter eine große Wohlthat zu danken hatte, da er ihren August und ihre Louise vor einem paar, mit einem Wagen durchgehender, Pferde gerettet hatte, theils weil er durch sein tadelloses Betragen, eifriges Wohlthun, und fleißiges Besuchen des Gottesdienstes, so wie durch sein freundliches und leutseliges Benehmen allgemein im besten

Rufe stand, und allgemein geschätzt wurde. — Meine liebe Lesewelt wird diesen Herrn Selbert noch genauer kennen lernen.

Frau Lindner hatte nun schon zwölf volle Jahre in Brückenach gelebt. Louise war zur Jungfrau emporgewachsen. Wer sie sah, der betrachtete sie mit Augen voll Freude und mit einem Herzen voll Verehrung. Louise war ein sittliches, demuthvolles, musterhaftes Mädchen, das sich nur in der Ausübung der heiligen Gebothe Gottes, in der kindlichsten Anhänglichkeit an ihre gute edle Mutter und in Erfüllung ihrer Pflichten glücklich fühlte; daß sie wunderschön war, wußte sie nicht einmal, so wenig war ihr frommes, einfaches Herz von der Eitelkeit befangen.

August war in diesem Zeitraume ein blühender Jüngling geworden, dessen einfacher, ordnungsliebender, unschuldiger, gottgefälliger Lebenswandel allen jungen Leuten zum Vorbilde hätte dienen können. Er lebte schon seit einigen Jahren im Hause des ansehnlichsten Kaufmanns von Brückenach, wo er die Handlung erlernte, und schon in den ersten Tagen seines Eintrittes in das Haus dieses rechtschaffenen Mannes die Liebe und das Vertrauen seines Lehrherrn und aller Hausgenossen sich erworben hatte. Frau Lindner konnte dem

Allmächtigen nicht genug danken für die so große Gnade, ihr solche vortreffliche Kinder geschenkt zu haben.

Es war am Nachmittage eines Sonntags, als August und Louise beisammen saßen, und sich mit frommen vertraulichen Gesprächen während der Abwesenheit ihrer geliebten Mutter unterhielten, welche auf die Post gegangen war, um das heute einzutreffende Jahrgeld, welches immer mit dem Postwagen ankam, in Empfang zu nehmen. Fröhlich sprangen die Geschwisterte von ihren Sitzen empor, und eilten der Mutter, die sie über die Stiege herauf gehen hörten, entgegen, aber sie erschracken sehr, und waren voll Bangigkeit und Betrübniß, da sie gleich bemerkten, daß ihre liebe Mutter recht kummervoll aussähe. Doch bald hatte die, an ihrem Gott mit dem innigsten Vertrauen hangende Frau ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder, und mit großer Faßung und Ruhe sprach sie zu ihren Kindern, die ihr mit der größten Zärtlichkeit und Verehrung die Hand küßten: „Es hat uns ein Unfall getroffen, meine guten Kinder, der sehr unerwartet kommt, und mich nicht ganz ohne Kummer und Besorgniß läßt. Der Postwagen hat mir kein Geld, sondern nur einen Brief von dem Kaufmanne gebracht, der es mir immer richtig schickte. Dieser schreibt, daß er mir nichts schicken könne, weil an ihn keine Gelder für mich eingegangen seyen, auch dürfe er mir keine Hoffnung für eine bessere

Zukunft machen, da er auf drei, in meinen Angelegenheiten geschriebene Briefe nicht eine Zeile Antwort erhalten habe. — Es ist allerdings hart, eine Unterstützung nicht mehr zu haben, auf welche ich so sicher gerechnet habe, und die uns gewiß recht nothwendig wäre, aber es giebt ja tausend und wieder tausend Menschen, die viel ärmer sind als wir, und doch leben, und täglich ihren Schöpfer preisen. Wir haben Hände, zu arbeiten, und genügsame, einfache Gemüther, auch Geschicklichkeit, um unser Brod zu verdienen. Louise und ich werden uns Mühe geben, von den hiesigen Frauen mit Putz-Arbeiten beschäftigt zu werden, und wenn du, lieber August, deinem Prinzipale von diesem Ereigniße Nachricht giebst, so wird dieser brave, gefühlvolle Mann dir gewiß täglich ein paar freye Stunden lassen, wo du einigen jungen Leuten deines Standes Unterricht im Zeichnen und in der französischen Sprache, welche du von mir so brav gelernt hast, geben kannst." „Laßt uns, geliebte Kinder, das Uebel, welches so unvermuthet über uns gekommen ist, als eine, von dem Allmächtigen, gesandte, heilsame Prüfung unsers Vertrauens zu Ihm, unserer Stärke in der Selbstbeherrschung, und in der Ausübung eines tugendhaften und genügsamen Lebens mit herzlichem Danke verehren, und unser Vertrauen auf den Höchsten um so inniger bewahren!" —

Nicht mit betrübten Herzen, nicht mit Blicken voll Trauer und Zaghaftigkeit hatten Louise und August diese Worte ihrer weisen und frommen Mutter angehört, sondern ihre zarten Seelen waren von sanfter Freude bewegt, und ihre klaren Augen strahlten in süßer Empfindung, denn es war jezt einmal der Augenblick gekommen, wo sie die Kräfte ihres Verstandes und die Geschicklichkeit ihrer Hände dahin benützen konnten, um für die Ruhe und Bequemlichkeit ihrer geliebten Mutter Sorge zu tragen.

Nun lebte diese Familie einige Jahre in herzlicher Liebe und im unerschütterlichen Vertrauen auf den Allmächtigen, im Leben voll angenehmer Beschäftigung fort, da es Mutter und Tochter nicht an Arbeit für mehrere angesehene reiche Frauen des Städtchens mangelte, und August durch den Unterricht einiger Jünglinge sich monatlich ein artiges Sümmchen verdiente. Die zufriedenen Menschen hatten täglich ein gutes, nahrhaftes Gericht auf dem Tische, und waren immer recht anständig gekleidet, brachten ihre Tage in ihrer Genügsamkeit glücklicher hin, als die reichsten Schwelger, welchen alles, was ihre unreine Begierde verlangt, zu Gebothe steht, denen aber immer der Friede des Herzen und das süße Bewußtseyn fehlt, die ihnen von ihrem Schöpfer angewiesene Bestimmung zu erfüllen.

Es würde um unsere gute Frau Lindner recht wacker ausgesehen haben, da ihr Fleiß und die Bemühungen ihrer Kinder beinahe mehr eintrugen, als das bisher bezogene Jahrgeld ausmachte, hätte nicht der Allmächtige und Allweise in seinen unergründlichen Beschlüssen für gut erachtet, durch neue Leiden die Herzen dieser drei Menschen zu prüfen. Louise und August wurden plötzlich krank, und das, was Anfangs der Arzt nur für einen unbedeutenden Anfall erklärt hatte, verschlimmerte sich so sehr, daß für ihr Leben zu befürchten war. Mehrere Monate lagen sie im Krankenbette darnieder, und, als sie schon außer Gefahr waren, giengen noch viele Wochen hin, bis sie ihre volle Gesundheit und ihre verlornen Kräfte wieder erlangt hatten.

Es gab wohl nie eine besorgtere Wärterin und eine aufmerksamere Freundin an einem Krankenbette, als Frau Lindner für ihre still und willig leidende Kinder war. Tag und Nacht kam sie nicht aus den Kleidern, und oft Wochen lang vergönte sie sich nur ein paar Stunden Ruhe. Nun hatte sie die große Freude, die geliebten Kinder wieder gesund zu sehen, aber ihr Kummer wurde zugleich auch täglich drückender, denn die kostspieligen Arzneyen, und die Bezahlung des Arztes und einer Wärterin, welche sie in den ersten zwei Monaten bei ihren kranken Kindern haben mußte, hatten

sie in die traurige Lage versetzt, alles, selbst einige Kleider verkaufen zu müßen, um diese Ausgaben bestreiten zu können, da sie in so langer Zeit weder durch eigene Arbeit, noch durch die Mithülfe ihrer Kinder irgend etwas erwerben konnte.

Sie hatte alles, was sie von ihren Habseligkeiten verkaufen mußte, recht gerne hingegeben, da sie wohl hoffen durfte, durch Fleiß und Sparsamkeit nach und nach sich das, was sie in der Noth dahin geben mußte, wieder anzuschaffen, aber den schwersten Kummer verursachte ihr der Gedanke, daß schon in einigen Tagen der halbjährige Hauszins zu bezahlen und von der bekannten Hartherzigkeit ihres Hausherrn keine Nachsicht und Schonung zu erwarten sey.

Da wurde auf einmal eine unerwartete Hülfe. Herr Selbert, der gerade jezt von einer Reise zurückkehrte, die mehrere Monate gedauert hatte, erfuhr gleich bei seiner Ankunft durch die Wärterin, die bei der Frau Lindner noch manchmal ab- und zugieng, wie hart es dieser braven, schuldlos leidenden Frau gehe. Auf der Stelle eilte er zu ihr, und bath sie mit den rührendsten Worten, seine Hülfe anzunehmen. Die, von Selberts Edelmuthe innig bewegte, Frau nahm sein Anerbiethen mit dem innigsten Danke an, jedoch nur unter der einzigen Bedingniß, daß sie diese freund-

schaftliche Unterstützung nicht als ein Geschenk betrachten, sondern in kleinen Fristen wieder zurück zahlen dürfte, dann gieng sie in ihr Seitenstübchen, und warf sich auf die Kniee, und dankte dem lieben gütigen Gott mit Freudenthränen für diese große Hülfe, die Er in seiner unbegränzten Milde gerade da schickte, wo die Noth am höchsten war.

Herr Selbert kam nun fast täglich auf Besuch zur Frau Lindner. Er machte sie darauf aufmerksam, daß sie an den Putzwaaren, die bei ihr in großer Menge bestellt wurden, viel mehr Gewinn habe, wenn sie von allem, was sie an Seidenzeug und andern Sachen dazu benöthige, sich gleich einen Vorrath anschaffe. Unaufgefordert schoß er ihr eine Summe Geldes vor, welche mit der frühern etwas über fünfzig Thaler betrug, und wofür ihm Frau Lindner einen Schuldschein ausstellte.

Herr Selbert war ein tükischer, raubgieriger Wolf, der über sein zottiges Fell die freundliche, sanftgelockte Hülle eines frommen Lammes angezogen hatte, womit er nicht nur seine Mitbürger, sondern auch vorzüglich die arglose, engelgute Frau Lindner betrog. Es war nicht die Tugend der Nächstenliebe und der Wohlthätigkeit, die ihn zur Unterstützung der armen Familie bewog, sondern es war die gottlose, sündhafte Begierde, in welcher er für Frau Lindner in

schamlosen Trieben entbrannt war; denn diese Frau war mit eben so vielen Reizen des Körpers, als Vorzügen der Seele und des Geistes begabt. Sie traute Herrn Selbert so lange keine verbrecherischen Absichten zu, bis endlich sein Benehmen so dreist und so frech wurde, daß die keusche Frau mit Schrecken den sündhaften Verführer erkannte, und ihn mit jener Verachtung, die solch einem tugendlosen Menschen gehört, aus ihrem Zimmer stieß.

Nun warf der scheinheilige Bösewicht das Gewand des sanften Lammes von sich, und erschien als rachsüchtiger, reissender Wolf. Er gieng auf der Stelle zur Obrigkeit, klagte unter Vorlegung des Schuldscheines, seine Forderung ein, und brachte es dahin, daß die Frau Lindner von Amtswegen den Befehl erhielt, Herrn Selbert binnen vier Wochen bei Heller und Pfenning zu bezahlen, außer dessen gegen sie nach der Strenge der Gesetze verfahren würde. Ueberdieß verläumdete der Bösewicht die unschuldige und tugendhafte Frau überall so sehr, daß die meisten Einwohner des Städtchens die übelste Meinung von ihr bekamen, und viele Familien die schon bestellten Arbeiten zurück nahmen.

Frau Lindner legte sich mit Thränen zu Bette und stand mit Thränen wieder auf, denn alle ihre Mühe, die Schuldforderung des bösen Mannes in so kurzer Zeit, und auf ein-

mal zu tilgen, waren fruchtlos geblieben, und sie wäre von Kummer und von der Verzweiflung aufgerieben worden, hätten sie nicht das Vertrauen zu ihrem allgütigen Schöpfer und das andächtige Gebet aufrecht gehalten. Am frühen Morgen des unglücklichen Tages, an welchem sie von der Obrigkeit ausgepfändet werden sollte, kam der Inhaber des Gasthofes zur blauen Taube, übergab Louisen, die eben in der Küche war, ein Paquet mit Geld, und entfernte sich sogleich wieder. In der frohen Meinung, daß dieses Geld vielleicht wieder jenes Jahrgeld seye, welches so lange ausgeblieben war, eilte Louise zu ihrer Mutter, die so eben ihr Morgengebet verrichtet hatte, und übergab ihr das schwere Paquet voll Freude und mit den innigsten Glückwünschen. Ueberrascht und sprachlos erbrach es die Mutter; blinkende Dukaten rollten ihrer zitternden Hand entgegen, ein Brief lag darunter. Mit schmerzlicher Ahnung erkannte Frau Lindner auf den ersten Blick die Handschrift ihres Augusts. Sie las:

„Meine theuerste Mutter, erschrecken Sie nicht über den Schritt, welchen ich gemacht habe; Ihre Thränen und ihre Seufzer haben mir das Herz zerrissen, und ich verdiente nicht der Sohn einer solchen Mutter zu seyn, wenn ich nicht alles, ja selbst das Leben hingeben würde, um Ihrem Elende abzuhelfen. Der Entschluß, den ich gefaßt und

ausgeführt habe, kann nur von Gott in meine Seele gelegt worden seyn, da sein schönes, siegreiches Ziel ist, die Leiden der besten Mutter zu lindern."

„Ich bin Soldat in Preussischen Diensten geworden. Meine kräftige hohe Gestalt, noch mehr aber meine rührende Erzählung von Ihrer traurigen Lage haben den Herrn Offizier, welcher hier auf Werbung liegt, aber jezt mit uns nach Berlin abgeht, bewogen, mir fünfzig Dukaten Handgeld zu geben."

„Wann Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon mehrere Meilen von Ihnen entfernt, denn wir gehen gleich mit Einbruch der Nacht von hier ab. Auch meinem Lehrherrn habe ich meinen Entschluß, und die Ursachen desselben schriftlich mitgetheilt, damit er mich nicht für einen Taugenichts hält, der der Liederlichkeit wegen Soldat wird, und damit er mir nicht Undankbarkeit für seine vielen und großen Wohlthaten vorwerfen darf."

„Beste Mutter! aus der Tiefe meines von kindlicher Liebe und Dankbarkeit erfüllten Herzens bitte ich Sie, dieses Geld anzunehmen, und sich dadurch von ihrem Peiniger zu befreien. Meine innig geliebte Schwester küße ich tausendmal, und bitte sie, sich eben so mit schwesterlicher Liebe mei-

ner zu erinnern, wie ich immer mit brüderlichem Herzen an sie denken werde. Das edle Mädchen wird Ihnen den fernen Sohn ersetzen, und ihre kindliche Liebe Sie auf allen Ihren Wegen als die treueste Gefährtin begleiten."

„Leben Sie wohl, meine gütige, innig geliebte Mutter, und beglücken Sie mein Leben, das ich Gott, der Tugend und der Erfüllung meiner Pflichten stets weihen werde, mit Ihrem Gebete und mit Ihrem mütterlichen Segen. Bis zur freudenreichen Stunde, wo uns der Wille des Allmächtigen wieder vereinigen wird, und bis zu dem lezten Augenblick meines Daseyns verbleibe ich

Meiner besten Mutter

Brückenach den 14. August 1789.

dankbarer und kindlich liebender Sohn
August."

Wer beschreibt den Schmerz der ihren August so unaussprechlich liebenden Mutter? Wer schildert den Jammer der sanften Louise, die an ihrem Bruder mit der zärtlichsten Liebe hieng? Er ist fort, er, der ihnen das Theuerste auf dieser Erde ist, und der geliebte Sohn, der geliebte Bruder hat sich einem Stande hingegeben, wo, in kriegerischer Zeit, Mutter und Tochter zu jeder Stunde für sein Leben zittern

müßen! — Der Schmerz der Mutter war so heftig, daß sie das Opfer vergaß, welches der edle Sohn, in Hingebung seiner Freiheit und in Preisgebung seines Lebens, der Milderung ihrer Leiden brachte.

Mutter und Tochter saßen da, sprachlos, mit erloschenen Blicken, und in einer Stille, daß man die Schläge ihrer leidenden Herzen hörte. Da floßen einzelne Thränen, bald strömten sie herab, und diese Thränen wurden zum lindernden, wohlthätigen Balsam, der die Wunden ihrer gebrochenen Herzen sanft zu heilen begann, und Mutter und Tochter fielen vor dem Bilde des Erlösers nieder, und flehten mit inbrünstigem Gebete um den Schutz des allgütigen und allbarmherzigen Gottes für ihren entfernten Liebling.

Frau Lindner vermochte nicht allein zur Obrigkeit hinzugehen, so schwach und so ermattet fühlte sie sich durch die Trennung von ihrem geliebten Sohne, und durch die Vorstellung all der vielen Uebel und Drangsale, die ihm auf dieser gefährlichen Lebensbahn aufstoßen werden. An Louisens Arm wankte sie auf das Rathhaus, wo sie in der Gerichtsstube bereits Herrn Selbert fand, der nicht blos wegen den Empfang seines Geldes persönlich erschienen, sondern vorzüglich aus der niedrigen Absicht da war, sich an dem Kummer dieser Frau zu weiden, die ihn, den reichen und

angesehenen Mann, wie einen verächtlichen Taugenichts aus dem Hause gestossen hatte. Der Beamte, welcher von dem bleichen und verweinten Aussehen dieser Dulderin gerührt war, glaubte, daß es von der Angst herkäme, heute nicht bezahlen zu können, und wollte daher dem Herrn Selbert zureden, daß er mit der armen Frau Lindner noch eine christliche Nachsicht haben möchte; aber Frau Lindner zog ihr Geld hervor, erzählte die Ursache ihrer tiefen Betrübniß, und gab dem Beamten Augusts Brief zu lesen. Laut las ihn dieser vor, und er war noch nicht am Schluße desselben, als ihm Thränen des Mitgefühls über die Wangen rollten; und als nun die Mutter, vom Schmerze ergriffen, Herrn Selbert geradezu ins Gesicht sagte, warum er so hartherzig und rachsüchtig mit ihr verfahre, da entfärbte sich der entlarvte Sünder, nahm sein Geld und schlich sich mit niedergeschlagenen Augen davon.

Der Beamte war ein rechtschaffener Mann, der sich besonders jedes Unterdrückten mit herzlichem Eifer annahm. Durch ihn erfuhren noch am nemlichen Tage einige angesehene Familien die edle Handlung des Sohnes der Frau Lindner, auch die schändliche That, die der sinnliche und verläumderische Selbert an der braven Frau ausgeübt hatte. Bald wußte ganz Brückenach um den wahren Verlauf der

Sache. So wie man nun allgemein Herrn Selbert verachtete, so schätzte man die Tugend der Frau Lindner nach ihrem vollen Werthe, und da man wußte, daß sie, trotz ihrer Armuth, keine Geldgeschenke annehme, so beeiferten sich die wohlhabensten Einwohner, sie mit den feinsten Arbeiten zu versehen. Der Bestellungen wurden so viele, daß Frau Lindner und Louise nicht im Stande waren, nur die Hälfte davon abzufertigen. Sie nahmen zwei fleißige, geschickte und sittsame Mädchen zur Arbeit an. Gott segnete die Fleißigen; die Einnahmen wurden so reichlich, daß Frau Lindner sich nach und nach viel mehr anschaffen konnte, als sie, während der Krankheit ihrer Kinder, an Geräthschaften und Kleidern verkaufen mußte.

Eines Tages trat jener Beamte, welcher ihre Sache mit Herrn Selbert zu verhandeln hatte, in das Zimmer der Frau Lindner, die sich durch seinen Besuch sehr erfreut fühlte, und mit Louisen ihm alle Beweise der innigsten Verehrung gab. Der brave Mann besah mit Wohlgefallen die Menge der schönen und feinen Arbeiten, lobte den Fleiß, das tugendhafte und anspruchlose Leben der Mutter und Tochter, und sprach dann mit herzlichster Theilnahme: „Beste Frau Lindner! der allgütige Gott hat zwar viele Leiden über Sie verhängt, aber der Lohn für fromme Duldung und für

das

das hohe Vertrauen zu seiner himmlischen Güte im größten Sturme der Drangsalen blieb nicht aus; denn er hat Ihnen viele Mittel an die Hand gegeben, sich wieder eines kummerlosen Lebens erfreuen zu können. Ja, der Allbarmherzige hat noch mehr gethan, den er lenkte ein böses Herz zum Guten, und brachte einen Verirrten auf den heiligen Pfad und der Nächstenliebe zurück. Herr Selbert ist es, in dessen finstere Seele Gott einen milden Strahl seines belebenden Lichtes goß. Dieser Mann ist von solch einer Reue über sein Verfahren gegen Sie ergriffen, daß er mich zu seinem Abgesandten an Sie erwählt hat, und durch mich Ihre Verzeihung erfleht. Diese fünfhundert Gulden, welche ich Ihnen hiermit überreiche, sind keineswegs ein Ersatz Ihrer durch ihn herbeigeführten Leiden, auch nicht für Sie bestimmt, sondern Herr Selbert bittet die gute Louise, dieses, aus einem reuevollen Herzen kommende Geschenk mit Güte anzunehmen, und es, im Falle Gott Sie mit Leiden heimsuchen sollte, als einen Nothpfenning zu gebrauchen. Herr Selbert hat mir dieses liebe, süße Geschäft aufgetragen, weil er die schwer beleidigte, durch ihn um ihren Sohn gebrachte Mutter nicht mit seinem Anblicke betrüben wollte, und weil er schon gestern Abends zu seinem Bruder nach München abgereist ist, wo er ohne Zweifel für immer bleiben wird. Ich habe nun

das Meinige gethan, und füge den einzigen Wunsch hinzu, daß dieses Geld nie als Nothpfenning hergenommen werden müße, sondern Zinsen trage, und dadurch Ihnen mehr Erleichterung verschaffe. Lebt wohl ihr braven Leute und seyd meiner und des reuevollen Gebers in eurem Gebete eingedenk!" — Der edle Mann war aus dem Zimmer, ehe Mutter und Tochter im Stande waren, ihren Empfindungen des Dankes Worte zu geben, aber sie ließen keinen Tag dahingehen, ohne für ihn und für den wohlthätigen Selbert aus dankbarer Seele gebetet zu haben.

Frau Lindner und Louise hatten schon einigemal Briefe von August erhalten, welche Ihnen die angenehme Nachricht gaben, daß er recht wohl sey, und die Hoffnung habe, bald zum Unteroffizier befördert zu werden. Jezt waren bereits mehrere Wochen verflossen, ohne daß Louise auf ihren letzten Brief Antwort erhalten hatte, da pochte es eines Abends an der Thüre des Wohnzimmers, und ein großer, schlanker Mann in einem blauen Ueberrocke trat herein. Er erzählte der Frau Lindner, daß er mit August beim nämlichen Regimente gedient, jezt aber seinen Abschied erhalten habe, und nun nach Böhmen, in sein Vaterland, zurückkehre.

Zugleich übergab er der Mutter einen Brief von August, den sie mit hastiger Eile erbrach, und mit Freudenthränen darin die Nachricht von seinem besten Wohlbefinden, und von seiner Ernennung zum Unteroffizier las.

Frau Lindner konnte sich von dem angenehmen Briefträger nicht trennen, ohne vorher mit ihm über ihren August recht vieles und herzliches gesprochen zu haben; sie bat daher den Fremden, bei ihr mit einer Nachtsuppe verlieb zu nehmen. Louise eilte in die Küche, um das gewöhnliche, einfache Mahl zur freundlichen Bewirthung des lieben Gastes mit zwei Gerichten zu vermehren, auch ließ sie von ihrer kleinen Ersparniß eine Flasche Wein holen.

Als das freundliche Mahl unter dem traulichsten Gespräche, dessen Hauptinhalt August war, verzehrt war, und der Fremde sich unter vielen Danksagungen zum Fortgehen angeschickt hatte, gab er Louisen einen heimlichen Wink, worauf diese der Mutter das Licht, welches sie schon ergriffen hatte, um den Fremden über die Stiege hinab zu begleiten, aus der Hand nahm, und sich mit ihm entfernte. Unten an der Hausthüre übergab er dem Mädchen einen Brief, flüsterte ihr zu, daß ihn August dringend gebethen habe, diesen Brief recht heimlich in ihre Hände abzugeben, und entfernte sich.

Louise konnte den Augenblick nicht erwarten, an welchem sie gewöhnlich in ihr stilles Kämmerlein zur Ruhe gieng, und wußte es durch kleine unschuldige Kunstgriffe dahin zu bringen, daß sich heute die Mutter früher als sonst schlafen legte. Kaum war Louise allein, als sie des Bruders Briefchen erbrach, und folgendes las:

„Innig geliebte Schwester!“

„Ich habe unserer lieben Mutter geschrieben, daß ich recht wohl, und in meinem Stande vergnügt bin. Das Erste ist, Gott sey gedankt, wohl wahr, aber das Letzte leider nicht. Ungeachtet ich den Allmächtigen zum Zeugen anrufen darf, daß mein Lebenswandel und meine Diensterfüllung tadellos sind, so habe ich doch alle Tage Verdruß, und leide, ganz unschuldig, sehr oft unter der rohen Behandlung des Vorgesetzten, der sich gegen den armen Soldaten alles erlauben zu dürfen glaubt, weil er Offizier und von adelicher Herkunft ist.“

„Bei den Preussen ist es nicht, wie in unserm guten Bayern; denn da kann jeder, welcher sich durch Kenntnisse, Diensteifer, Religiösität und Sittsamkeit auszeichnet, von Stuffe zu Stuffe höher steigen, während dort der bürgerliche, besonders der Ausländer, immer auf der untersten

Stuffe stehen bleibt."*) „Ich bin zwar Unteroffizier geworden, damit ist aber auch Alles zu Ende."

„Für die paar Kreuzer, die ich mehr an Löhnung beziehe, habe ich auch desto mehr Plage und Verantwortung. Was mich am tiefsten kümmert, ist die schon einige Mal gemachte Erfahrung, daß man gegen den Ausländer wegen der bedungenen Dienstzeit höchst willkührlich handelt, und man meistentheils viele Jahre länger dienen muß, als für welche man geworben wurde."

„Ich kann Dir, liebe gute Louise, den Schmerz nicht schildern, der mich bei dem Gedanken ergreift, daß ich vielleicht noch viele Jahre außer Stande bin, meine geliebte Mutter zu unterstützen, während ich jezt schon meine Lehrjahre vollendet, und gewiß in einem Handlungshause einen Platz erhalten hätte, dessen Erträgnisse ich mit freudigstem Herzen meiner theuern Mutter zur Erleichterung ihrer Lage überlassen würde."

„Hätte ich drei hundert preussische Thaler, dann könnte ich mich loskaufen, und meine kindlichen Pflichten nach den besten Kräften erfüllen."

„Ich bitte dich, liebe Louise, unserer guten Mutter diesen Brief zu verheimlichen, da er sie nur betrüben würde,

*) Man vergesse nicht, daß sich diese Begebenheit gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts zutrug. D. Verf.

aber gegen dich mußte ich mein Herz ausgießen; denn du bist ja das einzige, mir so innig wohlwollende Wesen, dem ich das Innerste meiner Seele eröffnen kann. Täglich flehe ich zu Gott, daß er seine kindliche Liebe, mit welcher Du unserer lieben Mutter das Leben versüßest, durch seinen reichen Segen beglücke. Mit einem herzlichen Kuße und im Gefühle der zärtlichsten Bruderliebe bin ich" ꝛc. ꝛc.

Louise mußte während des Lesens oft innehalten und sich die Thränen abtrocknen, welche dem traurigen Schicksale ihres geliebten Bruders floßen. Sie betete für ihn, und, wie mit einem Zauberschlage, gestaltete sich in ihrem Herzen ein herrlicher Entschluß. Schlaflos brachte sie zwar die Nacht hin; denn dieser Entschluß und die Ueberdenkung seiner Ausführung verscheuten allen Schlaf, aber noch nie war sie so heiter aus ihrem Bettchen gesprungen, als in dem Augenblicke, wo ihr das Herumgehen der Mutter verrieth, daß diese schon aufgestanden sey. Kaum hatte Louise sich angekleidet, und ihr Morgengebet verrichtet, als sie zur Mutter eilte, ihr um den Hals fiel, und mit freudetrunkener Stimme ausrief: „O wie danke ich dem Allmächtigen, daß er mir die Mittel verliehen hat, meiner lieben guten Mutter die größte Wonne zu bereiten, und meinen edlen Bruder für seine kindliche That zu belohnen!"

Und nun gab sie ihr den von August erhaltenen Brief, und als diese ihn las und darüber schmerzlich weinte, da liebkosete das gute Mädchen die betrübte Mutter, und sprach mit süßen Schmeichelworten: „Weine nicht, liebes gutes Mütterchen! all dein Trauern um August ist nun vorüber. Ich kaufe ihn mit meinen fünfhundert Gulden los, und dann haben wir ihn wieder, der dir gewiß recht viele Freude machen wird!"

Die Mutter war von dieser Schwesterliebe so innig gerührt, daß sie mit lautem Schluchzen Louisen an ihren Busen drückte, und Gott im stillen Gebete aus dem bewegten Mutterherzen für solch eine Tochter dankte.

Mutter und Tochter beredeten sich nun über die Art und Weise, wie August losgekauft werden sollte. Da sie sich wegen der großen Entfernung seiner Garnison, und wegen der Ungewißheit, ob sie das Geld an ihn oder an das Regimentskommando senden sollten, nicht hinlänglich zu rathen wußten: so giengen sie zu dem wackern Beamten, der im Städtchen ihr einziger Freund war, und erbaten sich seinen weisen Rath, nachdem ihm Frau Lindner den Brief ihres Sohnes, und Louisens edelmüthigen Entschluß mitgetheilt hatte.

Der Beamte, den die edle Gesinnung des Mädchens mit Rührung erfüllte, erklärte, daß bei den ihm bekannten

Schwierigkeiten, die sich in Preussen gegen die Loskaufung eines Soldaten hervorthun, und bei den vielen Weitläufigkeiten, mit denen in solchen Angelegenheiten der Ausländer zu kämpfen habe, nichts bessers zu thun sey, als gleich an August zu schreiben, und ihn aufzufordern, daß er sich unter den Herrn Offizieren oder unter angesehenen Männern vom Civil einen Gönner suche, welcher sich erbiethe, das Geld in Empfang zu nehmen, und sich für die Loskaufung zu verwenden.

Frau Lindner schrieb auf der Stelle, und bald kam die Antwort, die aber das Herz der Mutter und der Tochter sehr betrübte; denn August schrieb, daß er alle Offiziere für viel zu hochmüthig kenne, um von einem nur den geringsten Antheil an der Verbesserung seiner Lage erwarten zu dürfen, und daß er auch nicht mit einem angesehenen Manne vom Civilstande bekannt sey, da er mit Niemanden, als mit seinen Kameraden, umgehen dürfe. Seiner Meinung nach wäre es das einzige Mittel, ihm diese große Wohlthat zu erzeigen, wenn ein Kaufmann von Brückenach durch ein Berliner Handlungshaus die Sache unternehmen wollte.

Umsonst begab sich Louise zu den Kaufleuten des Städtchens; es war nicht einer da, der mit einem Kauf-

mann von Berlin in Verbindung stand. Jetzt war Louise gleich entschlossen. Sie erklärte ihrer Mutter, daß sie sich nun selbst zu dem August auf den Weg mache. Alle Vorstellungen, daß diese Reise für ein Mädchen zu weit, und mit zu vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden sey, halfen nichts. „Hat sich mein Bruder — sprach die hochherzige Louise — für die geliebte Mutter aufgeopfert: so kann ich wohl auch etwas mehr als gewöhnliches unternehmen, um solche kindliche Liebe zu vergelten." Schnell waren alle Anstalten getroffen.

In ein Köfferchen wurden nebst dem zur Loskaufung nothwendigen Gelde Louisens beste Sachen gepackt, damit sie in Berlin bei Augusts Vorgesetzten recht anständig erscheinen könne, und dieses von dem Beamten so besorgt, daß es bis zu Louisens Ankunft auf der Post zu Berlin liegen zu bleiben hatte. In ein Bündelchen kam das Nothwendigste, was sie während der Reise brauchte.

Da die Kasse der Mutter und Tochter nicht in dem glänzenden Zustande war, die ganze Reise nach Berlin zu Wagen machen zu können, so war Louise entschlossen, größtentheils zu Fuße zu wandern, und nur dann sich des möglichst wohlfeilen Fuhrwerks zu bedienen, wenn sie nicht weiter zu gehen vermochte.

Der Beamte, von welchem sie noch am Vorabend ihrer Abreise sich beurlaubte, und ihm ihre Mutter empfahl, begleitete sie die Treppe hinab, drückte ihr ein schweres Papierchen in die Hand, und schob sie sanft zur Thüre hinaus; es lagen im Papierchen zwei doppelte Carolins, und die Aufschrift lautete:

„Ein herzlicher Beitrag zur Unterstützung der edlen Schwesterliebe!"

Beim Abschiede nahm die Mutter aus dem verborgensten Winkel ihres Kleiderkastens ein niedliches Kästchen heraus, öffnete es und gab Louisen einen Ring, der das Bildniß eines jungen Mannes im feinsten Gemälde und mit edlen Steinen umgeben, enthielt. Louise hatte diesen Ring noch nie bei ihrer Mutter gesehen. Frau Lindner sprach: „Nimm diesen Ring meine gute Louise, ich würde lieber verschmachtet seyn, als daß ich ihn je hinweg gegeben hätte. Es ist das Andenken eines Mannes, der mich unglücklich gemacht hat, aber den ich noch immer mit treuem Herzen liebe. Solltest du mit deinem Gelde zu Augusts Loskaufung nicht ganz auslangen, so laße dich in Berlin zu einem rechtschaffenen Juwelier führen, und verkaufe von den Steinen so viele, als du an Geld brauchst,

aber das Bild — ich beschwöre dich darum — gieb um keinen Preis hin. Ich erwarte es wieder aus deiner Hand, und dann sollst du die Geschichte meiner Jugend erfahren!" Mit Thränen benetzte Frau Lindner den Ring, dann übergab sie ihn Louisen, welche ihn mit größter Sorgfalt verwahrte.

Schmerzlich war die Trennung, aber der Gedanke, daß sie zur Vereinigung mit dem geliebten August führe, milderte den Schmerz. Der Mutter innigster Segen, und ihr heißes Gebet begleitete die scheidende Tochter.

Mit einem Herzen voll Freude, Muth und Vertrauen schritt Louise munter dem ersehnten Ziele entgegen. Sie hatte sich aus einer guten Landcharte die bedeutensten Orte, durch welche sie ihr Weg nach Berlin führte, herausgeschrieben. Ihr Nachtquartier nahm sie gar nie in einem Wirthshause, da sie die vielen Gefahren, die dort der Sittsamkeit und Unschuld so oft drohen, aus den Lehren und Erzählungen ihrer Mutter kannte; größtentheils erbat sie sich bei armen Leuten eine Nachtherberge, aß mit ihnen das einfachste Gericht recht fröhlich, schlief sanft wie die Tugend und Unschuld auf erbärmlichen Strohlager und erfreute jederzeit beim Fortgehen die Kinder ihrer Hausleute mit einer kleinen Gabe; doch genoß sie täglich zur Mittags-

stunde in einem an der Landstraße liegenden Gasthofe ein nahrhaftes Gericht, um für eine so lange dauernde Reise ihre Kräfte zu erhalten.

Es war am Morgen des vierten Tages ihrer Abreise von Brückenach, als ihr auf dem Wege einfiel, daß heute ihr Geburtstag sey. Bei dieser Erinnerung fühlte sie recht lebhaft alle die heiligen Pflichten des Dankes mit, die sie gegen ihren Schöpfer für die vielen und großen Wohlthaten habe, welche des Allerhöchsten unendliche Güte ihr während ihres Daseins gespendet hatte. Rasch eilte das Mädchen auf einen nahen Hügel, warf sich auf die Kniee, faltete die kleinen Hände, und sprach mit Andacht und Rührung:

„Dir dank ich heute für mein Leben
Am Tage, da Du mir's gegeben,
Dank ich Dir, Gott, dafür.
Durch milde Gnad' allein bewogen
Hast Du mich aus dem Nichts gezogen,
Durch Deine Güte bin ich hier."

„Du hast mich wunderbar bereitet,
An Deiner Rechten mich geleitet,
Bis diesen Augenblick.

Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück."

„Ich bin der Liebe zu geringe,
Mit der Du, Schöpfer aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott, damit ich glücklich werde,
Hast Du an mich, mich Staub und Erde
Von Ewigkeit schon her gedacht."

„Du sah'st und hörtest schon mein Sehnen,
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh' ich bereitet war;
Und gabst, eh' ich zu seyn begann,
Ja, eh' ich zu Dir rufen kann,
Mir das Beschiedene schon dar."

„Du läßt mich Gnade vor Dir finden
Und siehst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe, welch' Erbarmen,
Der Herr der Welten gibt mir Armen,
Und ist ein Vater, der verzeiht."

„Für alle Wunder Deiner Treue,
Für alles dessen ich mich freue,

Lobsingt den Herrn mein Geist.
Er selbst ist ja das größt' Geschenke,
Dein ist's, daß ich durch ihn dich denke,
Und Dein, daß er Dich heute preist."

„Daß Du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Das Vater! dank ich Dir;
Daß Du mich wunderbar geführet,
Mit Deinem Geiste mich regieret,
Dieß Alles, Vater, dank' ich Dir."

„Soll ich, o Gott noch länger leben,
So wirst Du, was mir gut ist, geben;
Du gibst's — ich hoff' auf Dich.
Dir, Gott, empfehl' ich Leib und Seele,
O Vater, dem ich sie empfehle,
Du segne und behüte mich."

Diese einfache, kindliche Herzensergießung beschloß ein mit aller Andacht und Empfindung gebetetes Vater Unser. Und nun eilte Louise, mit neuer Kraft ausgerüstet, wieder der Landstraße zu, und unter den innigsten Gebeten und den frommsten Gefühlen erreichte sie endlich nach einer glücklichen, von Gott geschützten Reise die Thore der prachtvollen Hauptstadt Preussens.

August war gerade vom Exercieren eingerückt, und machte sich fertig, an diesem Tage die Wache zu beziehen, als ein Gemeiner ihm sagte, daß in dem Hofe der Kaserne ein fremdes Mädchen stehe, und ihn zu sprechen verlange. „Wer mag das wohl seyn?" dachte sich August, der mit keinem einzigen Mädchen von ganz Berlin die geringste Bekanntschaft hatte. Aber wie war ihm zu Muthe, als er in dem entgegen eilenden Mädchen seine geliebte Schwester erkannte. Schluchzend, und, vor Freude sprachlos, fielen sie einander in die Arme. So eben gieng der Feldwebel von Augusts Compagnie vorüber. „Plagt Sie der Henker, Unteroffizier! — rief der alte Mann mit Unwillen aus — daß Sie hier vor Aller Menschen Augen mit einer Dirne Liebespossen treiben!?" Als der Feldwebel hörte, daß dieses fremde Mädchen Augusts Schwester, und aus fernen Landen hergekommen sey, um den lieben Bruder wieder zu sehen, da freute er sich, und gleich kommandirte er für heute einen andern Unteroffizier auf die Wache, damit August und Louise diesen Tag recht traulich und ungestört genießen konnten. August wußte sich bei Louisens Nachricht, daß sie gekommen sey, ihn vom Soldatenstande zu befreien, und daß sie die Mittel dazu habe, vor Freude nicht zu fassen; denn nun war er ja dem Glücke, wieder in das Vaterland zurückkehren, und bald ganz für

seine geliebte Mutter leben zu können, durch die Liebe seiner Schwester so nahe.

Noch am nemlichen Abende gieng er, nachdem Louise in ihrem Gasthofe schon äusserst frühzeitig zu Bette gegangen war, um von der langen beschwerlichen Reise recht ausruhen und am morgigen Tage gleich in aller Frühe wieder bei August seyn zu können, in Begleitung des Feldwebels zu seinem Hauptmann, wo er die von Louisen empfangenen dreihundert Thaler erlegte, und um seine Entlassung bat. Der Hauptmann, welcher vom Feldwebel Louisens treue Schwesterliebe erfahren hatte, befahl August, Morgen um 9 Uhr früh in Begleitung seiner Schwester zu erscheinen.

Die recht anmuthig gekleidete Louise schritt voll stiller Freude, doch mit großer Schüchternheit und niedergeschlagenem Auge an Augusts Seite dem Quartiere des Hauptmanns zu. Sie hatte zwar gehört, daß das mitgebrachte Geld für die Loskaufung hinlänglich sey, doch steckte sie den Ring der Mutter an, um gleich allenfalls eine nöthige Hülfe in Bereitschaft zu haben. Der Hauptmann hatte so eben alle nöthigen Papiere, die zu Augusts Entlassung gehörten, in Ordnung gebracht, und ihm befohlen, sich auf der Parade zu melden, wo er dann dem Herrn Obersten vorgestellt werde, als der Major des Regiments

in das Zimmer trat und mit Wohlgefallen das brave Mädchen betrachtete, dessen wackere That er schon von mehreren Offizieren erzählen gehört hatte. Er sprach mit Louisen, da fiel sein Blick auf ihren Ring. Er erschrack zusammen, und als er jezt des Mädchens Hand ergriff, und den Ring genau betrachtete, da erbleichte er, und hielt sich mit zitterndem Arme an dem Tische fest. „Woher hast du diesen Ring, mein Kind?" fragte er hastig. — „Von meiner Mutter," erwiederte Louise, und erzählte ihm Wort für Wort, was die Mutter im letzten Augenblick des Scheidens zu ihr gesagt hatte.

Der Major erbleichte immer mehr und mehr, der Hauptmann und August sahen ihn betroffen an. Mit bebenden Lippen bat er Louise, ihm den Ring auf einen Augenblick zu geben, und als er ihn in die Hand nahm und an einer unmerklichen Feder drückte, so, daß ihm die untere Hälfte des Bildnißes entgegen sprang, worauf der Name August blau eingeschmolzen war, da hob er seine Blicke zum Himmel empor, faltete die Hände und rief mit strömenden Thränen: „Allmächtiger im Himmel! Deine Wege sind unerforschlich, und Deine Güte ist unerschöpflich!" Dann rieß er August und Louisen an sein Herz und stam-

melte, vor Empfindung kaum der Sprache mächtig: „Kommt, meine Kinder, an das Herz eures Vaters!"

Der Major war ihr Vater; die Sache verhielt sich so: Der Major hatte wider den Willen eines reichen Oheims, der ihn nach seiner Eltern Tod in sein Haus aufnahm, geheirathet. Als August zwei Jahre alt, und Louise erst einige Monate geboren war, wußte der Oheim seinen Neffen so zu beherrschen, daß dieser bei Nacht und Nebel Gattin und Kinder verließ, und nach Preussen floh, wo er durch seinen Adelsbrief und durch die Verwendung seines reichen Oheims eine Offizierstelle erhielt, und nach und nach zum Rang eines Majors empor stieg. Die Frau von Waldegg — so nannte sie sich nach ihrem Gatten, war durch seine Flucht in das höchste Elend gestürzt. Sie nahm den Namen Lindner an, und zog sich gleich in das einfache Städtchen Brückenach zurück, wohin ihr der Oheim ein kleines Jahrgeld schickte, ohne daß sie je erfuhr, von wem diese Unterstützung komme. Der Oheim starb, und mit seinem Leben hörte auch dieser Zuschuß auf. Der Major hatte schon im ersten Vierteljahre nach seiner Entfernung aus Bayern einen falschen, durch Geld erkauften Todtenschein seiner Gattin und die Nachricht erhalten, daß beide Kinder von einer Schwester seiner verstorbenen Ge-

mahlin zu sich genommen, und auf ihr Gut abgeführt worden sind.

Ohngeachtet der Major, nach dem Tode seines Oheims, nach Bayern auf einige Zeit zurückgekehet war, und nicht nur alle Papiere des Verstorbenen genau durchsucht, sondern auch die strengsten Nachforschungen angestellt hatte: so blieb ihm doch nichts übrig, als seines Oheimes Nachrichten über den Tod seiner Gattin, und über den Aufenthalt seiner Kinder vollen Glauben beimessen zu müssen, so vorsichtig und schlau hatte der böse Oheim die ganze Sache geleitet, daß der Neffe nicht auf eine Spur seiner Gattin und Kinder kommen konnte.

Am Tage der Verlobung hatte der Major, der dortmals ein blühender Jüngling, aber jezt durch Narben im Gesichte und durch den Kummer und die Sehnsucht um seine immer heiß geliebte Gattin ganz entstellt war, seiner Amalie diesen Ring mit seinem Bildniße geschenkt, und dieser Ring, von Louisen getragen, verschaffte nun dem Vater die Wonne, seine Kinder zu finden, und den Kindern das Glück, am Herzen ihres Vaters zu ruhen.

Es waren noch nicht acht Tage hinüber gegangen, als der Major mit August und Louisen in der Kutsche

saß, und, das Herz voll Liebe, Sehnsucht und Entzücken, dem Städtchen Brück nach zurollte.

Und als nun der Gatte in den Armen der Gattin lag, und August und Louise die glücklichen Eltern mit der süßesten Wonne umschlungen, auch sie Alle sich auf ihre Kniee geworfen, und dem Gott der Liebe und des Friedens, der Urquelle aller irdischen und ewigen Glückseligkeiten aus der Tiefe der frommen Herzen für solch eine unermeßliche reiche Wohlthat gedankt hatten, da drückte der Major Louisen an sein freudetrunkenes Herz und sprach mit großer Rührung:

„Du meine Louise, bist der Engel in irdischer Hülle, den Gott zum Werkzeug Seiner gränzenlosen Gnade für uns alle hier erwählt hat; es war deine treue Schwesterliebe, die uns in die Gefilde der Wiedervereinigung und des unaussprechlichen Glückes unsers Wiederfindens leitete. Und der reiche Segen des Himmels wird dich auf allen deinen Schritten umschweben; denn dein Herz ist voll kindlicher Liebe, voll Gottesfurcht, voll Frömmigkeit, und in deiner reinen Brust wohnt die zärtlichste Schwesterliebe."

Die Kosaken.

Die Wohnsitze dieses Volkes sind am Don*), Ural**), dem schwarzen Meere***) und der Wolga****), wo sie in Stanitzen,

*) Dieser Fluß, welcher bei den Griechen und Römern Tanais hieß, bei Tula aus dem Johannissee kommt, und nach einem mehr als 200 Meilen langen Lauf sich in drei Armen in das asovische Meer stürzt, ist der Gränzfluß zwischen Europa und Asien, dabei sehr fischreich, wegen der vielen Sandbänke nicht immer schiffbar, und hat ein trübes, kalkichtes, ungesundes Wasser.

**) So heißt die Gebirgskette, welche Europa von Asien scheidet, und das russische Reich in zwei große Hälften theilt, wovon die östliche unter dem allgemeinen Namen Sibirien bekannt ist. — Ural ist ein tatarisches Wort, welches einen Gürtel bedeutet.

***) Dieses Meer, welches mit dem asovischen über 1400 Quadratmeilen beträgt, liegt zwischen Europa und Asien, zeichnet sich dadurch aus, daß die Stürme auf demselben über alle Begriffe fürchterlich sind, weil es rings umher verschloßen ist, und daß es gar keine Inseln hat, ausser in der Meerenge, welche das asovische Meer mit demselben verbindet.

****) Nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa der

d. h. Städten, Flecken und Dörfern leben. Ihr Name kommt wahrscheinlich von dem Tatarischen Worte Kasot her, d. h. freie, unansäßige, herumstreifende Leute, die leicht bewaffnet sind, und vom Rauben und Kriegen leben. Sie sind ein muthiges, kühnes und ungemein wohlberittenes Volk, das von jeher Rußland in seinen Kriegen sehr viele und wesentliche Dienste geleistet hat. Sie leben von Landgrundstücken, welche sie, als ein von allen Abgaben und Diensten völlig freies Eigenthum, besitzen. Dagegen müßen sie, sobald ein Aufgebot erfolgt, wohin sie kommandirt werden, im Auslande so gut wie im Vaterlande, Kriegsdienste thun, sich dazu stets fertig und beritten halten, sich auf ihre Kosten kleiden und bewaffnen. Die im Dienste stehenden Kosaken erhalten monatlich einen Rubel *) Sold', und eine Ration Heu und Haber für ihr Pferd. Sie wählen sich ihre Befehlshaber selbst, und haben überhaupt ihre eigene Kriegsverfassung. Das ganze marschfertige Corps der Don'schen Kosaken, ungefähr 25,000 Mann stark, bestehet aus Ploks (Regimentern), welche von Pokulniks oder Atamans (Het-

größte Fluß in Rücksicht der Länge seines gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes.

*) Eine rußische Silbermünze, die nach unserm Gelde ungefähr zwei Gulden beträgt. Im Jahre 1654 wurden die ersten Rubel in Moskau geschlagen.

mans) kommandirt werden. Jeder Plok ist wieder in mehrere Sots (Compagnien) eingetheilt, welchen Sotniken (Hauptleute) vorgesetzt sind. Ein Sot ist hundert Mann. Die Stanitzen, oder befestigten Ortschaften, liegen längs den großen Flüßen ihres Landes, und enthalten 50 bis 200, einige auch mehr Wohnungen. Die größte ist Tscherkask am Don, dieser ihrer Hauptstanitze sind noch 112 in dem ganzen Gebiete der Donschen, und etwa 50 im Lande der übrigen Kosaken. In den meisten dieser Orte hat ein Sot oder eine Compagnie mit ihrem Sotnik ihren Wohnsitz: in manchen leben aber auch mehrere Sots zusammen. Jeder Ort hat noch seinen Ataman, welcher unter dem Ataman des Regiments steht. Alle diese stehen dann wieder unter dem Ataman, oder Hetman der ganzen Völkerschaft, welche Stelle aber seit des Fürsten Potemkin Tode Niemand wieder erhalten hat. Das Verhältniß zu dem russischen Reiche, und die Militärverfassung der andern Kosaken am schwarzen Meere ꝛc., ist der der Don'schen Kosaken völlig gleich.

In den Kriegen mit den Türken haben die Kosaken von jeher Rußland vortreffliche Dienste geleistet. Als im Jahre 1569 das türkische Heer vor Astrachan *) erschien, wur-

*) Astrachan, die Hauptstadt einer gleichnamigen östlichen Provinz Rußlands in Europa, liegt auf der Wolga

den 6000 Zazaroger=Kosaken von Darzer aus Tscherkask berufen. Sie vereinigten sich mit den Don'schen, und erfochten einen großen Sieg zu Wasser und zu Lande über die Türken. Im siebenjährigen Kriege belief sich ihre Anzahl bei der russischen Armee auf mehr als 10,000 Mann, und sie legten hier verschiedene Proben ihrer Tapferkeit ab, hinterließen aber auch überall, wo sie hinkamen, Spuren ihrer Mordlust, Plünderungsbegierde und Grausamkeit. Von ihrer Heimath bis an die Gränzen von Preussen, wo sie den Feind zuerst zu sehen bekamen, hatten sie einen Weg von mehr als 400 deutschen Meilen vor sich, den sie jedoch durch die Leichtigkeit ihrer Märsche in sehr kurzer Zeit zurücklegten. Den 1. Oktober 1761 griffen 1000 Mann den Obersten von Kleist, der einen großen Transport von Lebensmitteln und Kriegsmunition unter einer Bedeckung von 2000 Mann nach Kolberg *) bringen sollte, an, und machten einen Offizier

---

Insel Seitza, auf der Gränze von Asien, hat eine Meile im Umfang und zählt 70,000 Einwohner.

*) Stadt und Festung in Hinterpommern, an der Persante und ¼ Meile vom Meere gelegen, mit 4500 Einwohnern. Im Jahre 1761 verloren die Russen 3000 Mann in einem Gefecht um eine Schanze des Lagers des Prinzen von Würtemberg. — Als Kolberg im Jahre 1807 von den Franzosen und rheinischen und

und 60 Gemeine zu Gefangenen. Der Graf von Tottleben, der sie im siebenjährigen Kriege eine Zeitlang kommandirte, fing schon an, ihnen eine etwas bessere Gestalt und regelmäßigere Verfassung zu geben, sie disciplinirter zu machen, und ihnen menschlichere Gesinnungen einzuflößen. Seit dieser Zeit bis jezt sind noch ungleich beträchtlichere Veränderungen mit ihnen vorgegangen, welche hier anzuführen wider meinen Zweck ist. Bei allen ihren guten Diensten aber, die sie dem russischen Reiche gethan haben, sind sie auch durch ihre Unruhen und Aufwiegelungen, besonders bei der Rebellion Pugatschews, demselben sehr nachtheilig gewesen.

Das Genie dieses Volkes übertrifft alles, was man sich nur von einem rohen Volke vorstellen kann. Eine Sache sehen, sie fassen und nachmachen, ist selbst bei schweren Kunstprodukten für sie das Werk einer kurzen Zeit, und es fehlte diesem Volke, so wie der russischen Nation überhaupt, zeither nur an Schulen und Normen, um alle fremde Künstler und Handwerker zu entbehren. Der polnische Kosak ist das, was der russische ist, ungleich weniger; den, außer seinen

italienischen Bundestruppen belagert wurde, zeichneten sich die Bürger durch Unerschrockenheit und thätige Mithülfe aus.

ursprünglichen bessern Anlagen, noch auswärtige Kriege gebildet und mit der feinern Lebensart gesitteter Völker bekannt gemacht haben. So wie jedes kriegerische Volk, unterscheidet auch er sich, sowohl in häuslicher als persönlicher Reinlichkeit, und man findet bei mehreren von ihnen eine wirkliche Gemächlichkeit, die sie auf ihren Heerzügen gesehen, und dem Costüme *) ihres Landes genau anzupassen gewußt haben. Hang zum Müßiggange und zur Schwelgerei ist ihnen mit allen ihren Nachbarn gemein. Dabei sind sie ein eben so unternehmendes, als verschlagenes Volk, das, wäre es nach Grundsätzen einer vernünftigen Religion **) erzogen, und hätten sich im Unterrichte derselben die Gefühle der Menschheit, die man ihnen, ohne ungerecht zu seyn, nicht absprechen darf, entwickelt, und die guten Gewohnheiten dieser Kinder der Natur mehr veredelt: so würde dieses Volk große Männer aufzuweisen, und vor allen seinen Nachbarn den Vorzug haben.

---

*) Costüme ist das bei einzelnen Personen oder ganzen Gemeinheiten, bei Nationen und Zeitaltern in der Kleidung, in Sitten, Gebräuchen und Lebensart Uebliche.

**) Fast alle Kosaken bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche.

„Ich hatte einst Gelegenheit, so erzählt ein berühmter Reisender, bei einer Taufe in Reval einen Kosaken-Obersten, der mit seinem Regimente daselbst im Quartiere lag, und mit zu Gevattern gebeten war, kennen zu lernen. Er war Obristlieutenant bei der Armee, und trug das Zeichen des Georgsordens. Ich wunderte mich, das er so reines Deutsch sprach, und äußerte darüber gegen ihn mein Befremden. Da erzählte er nur, daß er ein geborner Preusse, aus dem Städtchen Ragnit, und im siebenjährigen Kriege noch jugendlich von den Donschen Kosaken (die, so wie alle Kosaken und Russen, große Kinderfreunde sind,) mitgenommen worden sey. Er war ein ungemein gesitteter, feiner und guter Mann, der seine Leute, unter welchen doch viele Jemtschiks, das heißt liederliche Bursche, waren, in so guter Zucht und Ordnung hielt, daß alle Furcht, die man Anfangs vor dieser Einquartirung hatte, völlig verschwand. Uebrigens war dieser Mann naturalisirter *) Donscher Kosak geworden, hatte am Don sein Haus und seine Familie, und lebte im Wohlstande. Die äußerst vortheilhafte Beschreibung, welche er von jenem Lande machte, wo das herrlichste Klima herrscht, und

*) Naturalisiren heißt, Jemand in einem Lande einheimisch machen, oder ihm als Fremden die politischen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen.

die Natur ihre schönsten Produkte im größten Ueberfluße darbietet, erregte in mir den — freilich nicht zu befriedigenden Wunsch, ein so glückliches Land bewohnen zu können. Der Name des Obersten war Janowsky."

„Eine der herrschenden Leidenschaft dieses Volkes ist die Liebe zum Gelde, welche eine Folge seiner Verschwendung, des Hanges zum Vergügen und Wohlleben ist, dem sie alles aufopfern, und im Rausche des Brantweins, den sie höher als alles schätzen, sich dem größten Muthwillen und Frevel überlassen. Im letzten Schwedisch = Rußischem Kriege klagten mir mehrere Pommern, welche mit andern gefangenen Schweden durch Liefland von Kosaken tief ins Innere von Rußland hineingeführt wurden, daß ihnen diese, unter dem Vorwande, ihnen Essen und Trinken zu kaufen, auf dem Marsche den letzten Kopeken *) abgenommen und für sich behalten hätten. Durch nichts kann man sie daher so sehr gewinnen, als durch Geld. Einige Kopeken thun bei ihnen mehr, als in andern Ländern so viele Thaler, deren Werth

*) Eine rußische Kupfermünze, auch Spieß genannt, weil das Bild des Ritters St. Georg mit dem Spieße darauf geprägt ist. Nach unserm Gelde gilt eine Kopeke ungefähr 5 Pfennige.

sie mehr nach der Zulänglichkeit, sich einmal gütlich zu thun, als nach der Summe berechnen, und dankbar genug sind, den Geber mit ihrem ganzen Zutrauen dafür zu beehren.“

„Dankbarkeit und Treue gehören überhaupt mit unter die vorzüglichsten Tugenden der Kosaken. Im Jahre 1790 hatte ich Gelegenheit, in Aberzahlen zwei Offiziere oder Sotniks von ihnen zu sehen. Ihr Anblick konnte jedem, dem sie auf der Strasse begegneten, Schrecken einjagen: man würde sie für ein paar polnische Bärenführer gehalten haben, wenn man nicht wüßte, daß in Liefland dergleichen Leute nicht geduldet werden, weil man daselbst alle Tage Bären sehen kann. Sie versicherten, daß sie 350 Meilen weit herkämen, und rühmten die gute Aufnahme, die sie überall gefunden hatten. Sie blieben zu Tische, und aßen, weil sie eben Fasttag hatten, keine Fleischspeisen, sondern Eier, Zwiebeln, Knoblauch und Backwerk. Sie hatten fürchterliche lange Bärte, einen weiten und langen Oberrock, und darüber noch einen Mantel, mit einer breiten Gurte, an dem ein großer Säbel hieng. Da sie bloß rußisch sprachen, konnte ich von ihren Gesprächen wenig verstehen; allein das sah ich, daß sie beim Abschiede sich sehr höflich bedankten, und den Kindern Nüsse schenkten. Aehnliche Züge von Dankbarkeit sind mir von mehreren russischen Offizieren erzählt worden. Daß auch hier keine Regel ohne Ausnahme sey, versteht sich von selbst.“

Spiel, Musik, Gesang und Tanz, der in Deutschland zu bekannt ist, als daß er einer Beschreibung bedürfte, sind in ihren Gesellschaften zu Hause, und enthalten die Charakteristik dieses Volkes sehr bezeichnend. Alle ihre Leidenschaften sind heftig und werden von einem kriegerischen Ansehen begleitet. Allenthalben folgt ihm der Stoz des Mannes und des Kriegers.

Die Klein=Russischen (Malorassiskischen) Kosaken, welche meistens in der Ukräne wohnen, nähren sich vom Ackerbau und der Viehzucht, mitunter aber auch vom Raub und Plünderung. Sie haben viele Privilegien und Vorrechte, welche ihnen die ehemaligen Könige von Polen ertheilten. Man darf sie nicht mit den zaporogischen Kosaken verwechseln, welche ein wildes, grausames, räuberisches und blutdürstiges Volk sind, die schrecklichsten Schandthaten an ihren Nachbarn verübten, Weiber und Kinder ermordeten, und daher unter Katharinens II. *) Regierung zu Tausenden hingerichtet und mit dem Andenken ihres Namens gänzlich ausgerottet wurden. Die Klein = Russischen oder Ukränischen Kosaken

*) Katharina II. Kaiserin von Rußland, Tochter des Fürsten von Anhalt = Zerbst, war zu Stettin, Hauptstadt von ganz Pommern, am 2. Mai 1729 geboren.

haben einen weit menschlichern Charakter, mildere Sitten, eine regelmässige Regierungsform, und sind theils durch die Kriege in Deutschland, theils durch die weisen Gesetze Katharinens der II. und ihres Statthalters, des unsterblichen Feldmarschalls Romanzows, *) gesitteter und civilisirter geworden. Die Formirung der streitbaren Mannschaft in stehende Regimenter, eine den Grundsätzen der heutigen Kriegskunst gemäßere Equipirung und Mannszucht, die ihnen ehedem bei aller Geschicklichkeit des leichten Reuters fehlte, und oft die besten Plane vereitelte, giebt ihnen jezt eine neue Gestalt. Sie betraurern dabei nichts mehr, als den Verlust der Freiheit, ungestraft auszuschweifen, und durch Rauben und Plündern sich zu bereichern, das ihren Mitbrüdern den Donschen und Uralschen Kosaken, noch unbenommen stehet. Als sie im siebenjährige Kriege auf dem Kriegsschauplatze erschienen, gieng es den Preussen, wie Cäsars Legionen **) im Kriege gegen die Deutschen. Der Aufzug war

---

*) Der Feldmarschal Peter Romanzov war es, der die Regierung Katharinens durch seine Siege über die Türken so glänzend verherrlichte.

**) Eine Abtheilung der römischen Armee die anfangs aus 1000 Mann zu Fuß bestand, am Ende auf 6200 Mann zu Fuß wuchs. Die Soldaten einer solchen

neu und unerwartet; die blutigen Verheerungen, die ihren Weg von allen Seiten bezeichneten, und für ihre eigene Armee die nachtheiligsten Folgen hatten, machten den preussischen Husaren ein fürchterliches Bild, und kosteten dem General Ruesch in der Schlacht bei Zorndorf seine Ehre. Die Preussen lernten aber bald die Picke mit dem Säbel pariren, die Furcht schwand, und das Verlangen, sich mit den Kosaken herumzuraufen, wurde allgemein. Die Picke war ihnen jezt nichts mehr, als ein Stock, und bei jeder Gelegenheit warf der kleinste Trupp den stärksten Haufen.

Sie zu verfolgen, war gefährlicher, als sie anzugreifen und zu schlagen. Ganze Gegenden giengen vor und hinter ihnen im Feuer auf, und ihre Rache, die, so wie ihre Dankbarkeit, gränzenlos ist, opferte ihrer Wuth alles auf, und war eine Folge der wenigen Schonung, mit welcher sie von den Preussen, und selbst von ihren eigenen Offizieren behandelt wurden. — Wie wenig das Leben eines oder mehrerer Kosaken in den Augen der Letztern gelte; wie groß aber auch auf der andern Seite der Gehorsam und die Unerschrockenheit dieses Volkes sey, beweisen folgende Beispiele:

Im

Legion waren alle römische Bürger, deren keiner, ausser in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahren alt seyn durfte.

Im vorletzten Türkenkriege wollte der russische General B. einst im Winter über einen Fluß setzen, von dem man nicht gewiß wußte, ob das Eis stark genug wäre, die Last der Truppen und der Artillerie zu tragen. Es wurden daher 500 Kosaken befehligt, den Versuch zu machen. Kaum aber hatten sie die Mitte erreicht, so brach das Eis ein, und sie giengen ohne Rettung verloren. Man bewies nun, daß es unmöglich sey, stand vor dem Vorsatze ab und dachte weiter mit keinem Worte des Menschenverlustes.

Im letzten Schwedisch-Russischen Kriege standen im Jahre 1789 auch ein paar Regimenter Kosaken in Finnland. Viele von ihnen waren — um Pferde und Futter zu ersparen, dafür zwar die eigennützigen Obersten das Geld empfiengen, aber für sich behielten, — bloß verkleidete Fuhr- und Bagageknechte. Der Kaiserin wurde gleichwohl die Liste der vollzähligen Kosakenkorps vorgelegt, und die Gage gezogen. Einst erblickte man an dem jenseitigen Ufer des Flußes Kymen, welches durch ein schwedisches Piket gedeckt wurde, ein den Russen nöthiges Fährboot, das befestiget war. Nach verschiedenen Versuchen, es los zu machen, welche von dem Musketenfeuer der Schweden verhindert wurden, fragte der russische Befehlshaber, ob sich nicht einige Freiwillige fänden, die es über sich nehmen wollten, hinüber zu schwimmen und

das Boot los zu schneiden. Nach einiger Zeit traten 3 Kosaken auf. Der Preis für den, der es bekommen würde, war eine Banknote von 25 Rubel; sie protestirten jedoch dagegen, weil sie das Wagstück nicht für Geld, sondern bloß aus Eifer im Dienste ihrer Monarchin bestehen wollten. Sie warfen ihre Kleider von sich, und sprangen, jeder ein Messer im Munde, in den Fluß. Als die Schweden sahen, daß sie sich näherten, fiengen sie an zu feuern. Die Russen winkten aber mit der Hand und schwammen ruhig fort, so daß die Schweden sie für Ueberläufer hielten, und zu schießen aufhörten. Als sie sie aber am Ufer ankommen, das Messer aus dem Munde nehmen und an dem Armsdicken Taue zu schneiden anfangen sahen, feuerten sie aufs neue auf sie, und trafen den einen gefährlich, ohne daß die zwei andern sich dadurch irre machen ließen, sondern so lange fortschnitten, bis sie das Boot loos hatten. Sie gaben demseben einen Stoß, tauchten unter, und zogen es schwimmend an einem Seile unter dem Wasser nach sich. Kaum waren sie etwas über die Hälfte des Flußes, so sank ihr verwundeter Kamerad, und den zweiten traf eine Kugel in den Rücken. Das Wasser färbte sich mit seinem Blute: der brave Kosak krümmte sich, strengte sich an, während der dritte das Seil allein nahm, aber endlich auch zu ermatten anfieng. Dies sahe ein anderer. Entschlossen, seinen Bruder zu retten,

warf er sich in den Fluß, zog ihn heraus und brachte das Boot glücklich mit ans Land.

Solche halsbrechende Wagestücke sind bei ihnen nichts Seltenes. Von Jugend auf zu Gefahren im Wasser, bei wilden Pferden erzogen, an den Gebrauch der Waffen gewöhnt, und durch Erzählung der Thaten seiner Väter angefeuert, folgt der Kosak blindlings dem kühnsten Unternehmen, wobei freilich mehr Mangel an Kenntniß der Gefahr, als Tugend die Grundlage ist. Von der Schlacht bei Chotim lagerte das russische Heer unter dem Fürsten Gallitzin dem türkischen gegenüber, und wurde durch die Kühnheit einiger arabischen Spahis, (Reuter) die sich von den russischen Vorposten einen Kopf nach den andern holten, beunruhiget. Besonders brachte den General, der diesem Spiele lange zugesehen hatte, die Unverschämtheit eines Arabers, der in kurzer Zeit 13 Russen die Köpfe abgehauen hatte, nicht wenig auf. Er befahl daher einem Don'schen Kosaken-Obersten, ihm einen als sehr kühn gekannten und gut berittenen Kosaken kommen zu lassen. „Du," sagte Gallitzin, „siehst Du den dort herumschwärmenden Reuter? Du sollst hin, dem Kerl den Kopf herunterhauen, und mir ihn hierher bringen!" „Gut," antwortete der Kosak. — „Bringst Du mir ihn aber nicht, so kostet er Dir auf der Stelle den Deinigen!" — „Karascho, Karascho," (gut, schon gut)

war die Antwort des Kosaken, der endlich, nach einem langen und zweideutigen Gefecht, durch Ueberbringung des Kopfes, des ihm aufgetragenen Geschäfts, das er unter den Augen der Armee und mehrerer Zeugen vollendet hatte, sich entledigte.

Die übrigen Kosaken, als die an der Wolga, am Ural und in Sibirien, stammen von den Donschen ab: einige wurden auf Befehl der Kaiserin Katharina II. dahin versetzt, um die Gränzen gegen die Einfälle der umliegenden Nomadenvölker*) zu decken; andere zogen aus freien Stücken der Gewerbe und Beute wegen, dahin, und da ihnen das Leben dort behagte, so blieben sie auf immer da. — Nicht alle Klein-Russen führen den Namen Kosaken, sondern nur die in Kriegsdiensten stehenden: die übrigen machen verschiedene Stände aus, als Edelleute, Geistliche, Kaufleute, Bürger und Bauern. Folglich ist das Wort Kosak nicht der Name eines Volkes, wie viele fälschlich glauben, sondern es

---

*) Jene Völker, welche keine festen Wohnsitze haben, gewöhnlich blos von der Viehzucht leben, und ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie durch dessen Veränderung ihre häusliche Lage zu verbessern glauben, werden Nomadenvölker genannt.

bedeutet ein Landheer, eine bewaffnete und berittene Landmiliz. Der Kosak muß sein eigenes Pferd, seine Waffen und alle zur Bewaffnung erforderlichen Geräthe haben, und immer zum Dienste bereit seyn, sobald er Befehl dazu von seinem Oberhaupte erhält. Sie besitzen eigene Ländereien, und genießen in Ansehung des Kaufs und Verkaufs derselben gleiche Rechte mit dem Adel. Abgaben entrichten sie nicht, und außer dem Kriegsdienste wird nichts von ihnen gefordert. Im Felde bekommen sie (einen geringen) Sold; im Frieden aber leben sie von ihren Einkünften, die sie sich durch den Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd, Handthierungen und Gewerbe verschaffen. Nichts übertrifft ihre Geschicklichkeit und Schnelligkeit im Jagen. Wenn ein Dorf oder mehrere sich vorgenommen haben, eine Jagd zu halten, und der Tag und die Jagdgegend bestimmt sind; so sitzen sie in der Nacht auf, und ziehen eine Kette von Posten, die nach dem bekannten Wechsel des Wildes gewählt sind. Mit dem Grauen des Morgens ziehen sich die Posten auseinander, und auf ein gegebenes Zeichen setzt sich alles aus dem Umkreise gegen den Mittelpunkt in Marsch. Ist man so weit zusammengerückt, daß nichts von dem eingeschlossenen Wilde durchgehen kann, so nimmt die Jagd ihren Anfang. Das Wild besteht meistens in Hasen, Füchsen und Wölfen, die aufgejagt, und mit der Picke erlegt werden. Ihre Fer-

tigkeit ist darin eben so groß, als die Schnelligkeit ihrer Pferde, und selten entgeht der Spitze ihrer Lanze das Thier, auf welches sie dieselbe gerichtet haben.

Die Kosaken sind durchgängig mehr vom mittleren als großen Schlage. Sie tragen kurze Knebelbärte und abgeschnittenes Haar. Ihr Anzug besteht aus einem langen und weiten Kleide nach Art der Asiaten, langen und weiten, bis auf die Füße herunter hängenden Beinkleidern, Stiefeln oder Stiefeletten ohne Sporen, und einer Filzmütze oder rundem Hute. Ueber diese Kleidung haben viele noch einen Filzmantel, dessen sie sich nicht selten auch vermittelst eines Paars untergestützter Stangen als ein Obdach bedienen, zumal in ihren Feldzügen. Ihre Waffenrüstung ist sehr stark und besteht aus einer Picke, einem Säbel, Karabiner, zwei Pistolen und einem großen Streitmesser. Ihr vornehmstes Waffenstück, woran man sie gleich erkennt, ist die 10 bis 12 Fuß lange Picke, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchem, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem gelbledernen Bande an einen Brustknopf befestiget, von dem er sie zur Zeit des Angriffs los macht, und mit der rechten Hand, so

wie vermittelst des ledernen Ringes, in welchem er mit dem Fuße steht, mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung bringt, und ihr beim Zustoßen mit dem rechten Fuße den Nachdruck giebt. Auf der linken Seite hängt ein langer Säbel, queer über den Rücken der Karabiner, ein Feuergewehr, das gewöhnlich eine Kugelbüchse ist; vorn in einem Gurte, oder in zwei Halftern, ein paar Pistolen und ein gewaltiges Messer oder Dolch, der in einer Scheide oder einem Futteral steckt, ohngefähr wie das, worin bei uns der Infanterist das Bajonett verwahrt. Ausser diesen Waffen hat er noch einen Kantschu in der Hand, eine kleine kurze Peitsche, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen oder wehrlosen Feind züchtiget. So reitet er gewöhnlich einher, ohne eben allemal genau Reihe und Glied zu halten. Auch haben nicht alle diese Waffen, sondern nur solche Regimenter, die sich durch Ordnung besonders hervorthun wollen, denn sie schaffen sich ihre Rüstung und Pferde durchgehends selbst an. Der Kosak bekommt auch nicht mehr als 12 Rubel jährliche Löhnung und Fourage, wovon er sich und sein Pferd erhalten muß: die meisten haben aber noch eigenes Vermögen und Zuschuß vom Hause.

Bei einigen Kosaken sieht man anstatt des Schießgewehrs noch Bogen und Pfeil. Außer den Kantschu haben

sie zuweilen noch eine Schlinge, durch deren Hülfe sie die Gefangenen fortschaffen, oder feindliche Schildwachen aufheben, und mit sich fortschleppen. Ihre Pferde sind unansehnlich, klein, aber lebhaft, schnell und zu Mühseligkeiten abgehärtet. Jeder hat deren eins, zwei, bisweilen gar mehrere, theils um durch die Abwechslung schneller fortzukommen, theils um sein weniges Gepäcke, nämlich etwas Proviant, ein paar Hemden und ein paar Stiefeln zum künftigen Gebrauch auf dem einen mit sich zu führen. Sie bedienen sich einer Art hölzernen Husarensattels, unter dem eine Filzdecke und ein ledernes Kissen darüber gelegt wird. Statt des Zaumes, der am Sattel befestigt ist, und im Nothfalle statt der Halfter dient, haben die meisten einen dicken Bindfaden, oder eine geflochtene Schnure, oder einen Strick. Ihre Pferde sind so gut zugeritten, so dauerhaft und behende, daß sie bei der Bequemlichkeit, nicht in geschlossenen Gliedern zu reiten, nur wenig Gepäcke zu führen und mit den Pferden wechseln zu können, ohne sonderliche Beschwerde mehrere Tage nacheinander täglich 12 bis 15 Meilen zurücke legen. Nie reiten sie gerade aus, sondern gallopiren in verschiedenen Richtungen, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, zumal wenn sie mit regelmäßiger Cavallerie zu thun haben. Jedes Regiment hat zwei, auch wohl mehrere seidene Fahnen, die bald zugespitzt, bald eckigt, und mit

dem Bilde eines Schutzheiligen oder mit Waffen gezieret sind: aber Pauken, Trompeten, überhaupt Feldmusik, Bagagewagen, Artillerie und Zelte, haben sie nicht. Anstatt der letztern machen sie auf ihrer Lagerstätte, um sich gegen Sonnenhitze und Regen zu schützen, Strauchhütten, oder sie schlagen 3 bis 4 kleine Stäbe, die sie aus dem nächsten Busche holen, in die Erde, und behängen sie mit ihren Filzmänteln. Sind sie in Ruhe, so stützen sie ihre Lanzen, die, wie gesagt, um nicht zu schwanken, am Brust- oder Sattelknopfe mit einem Riemen befestiget sind, im Steigbügel mit dem Fuße, im Fechten aber halten sie sie wagerecht, und rennen so gegen den Feind. Beständige Uebung setzt sie in den Stand, sich derselben mit vieler Gewandtheit zu bedienen. Auf ihrem Rückzuge, der aber für sie nie eine Flucht, sondern eine Art zu fechten ist, legen sie ihre Lanze auf die Schulter, die Spitze gegen den Feind gerichtet, um dessen Hiebe zu pariren. Bisweilen wird ihm diese Vertheidigungsart gefährlich, wenn er ohne Vorsicht einen Feind verfolgt, dessen Flucht Stratagen ist.

Weil der Kosak von Jugend auf zur Ertragung der Beschwerden und zur Genügsamkeit bei geringer Kost gewöhnt ist; da er sich von seinen Kleidungsstücken und seinem Pferdgeschirre das meiste selbst zubereitet, und, wo er nur

etwas Gras findet, sein Pferd waiden läßt, um die ihm gelieferte Fourage verkaufen zu können, auch, wo er starkes Getränke baar bezahlen muß, kein Säufer ist, und jedes Erwerbsmittel benutzt; so ist der vorher erwähnte geringe Sold für ihn nicht nur hinlänglich, sondern er vermehret durch denselben, wenn er auch nicht plündern darf, den Nothpfenning, den er aus seinem Vaterlande mitgebracht hat. Eben dieß setzt ihn auch in den Stand, seine Kleider, Pferde und Waffen, wenn sie zu Grunde gehen, aus eigenen Mitteln wieder anzuschaffen. — Zu Hause ist das Ansehen der Offiziere und der Gemeinen nicht groß, aber im Felde findet strengere Disciplin *) statt. Vergehungen werden theils mit Geldstrafen an die Regimentskasse, noch häufiger aber mit Peitschenhieben geahndet. Mit Stöckprügeln läßt der Kosak, als ein freier Mensch, sich nicht bestrafen, aber die Hundestrafe der Peitschenhiebe nimmt er mit hin. Wegen der Abneigung der Kosaken gegen jede Art disciplinirter Einrichtung regulärer Truppen, hat man sie bis jezt noch nicht dahin bringen können, Eskadronweise zu manöveriren; sie scharmuziren nur, aber darin sind sie vortrefflich. Ihre

*) Zucht. Discipliniren heißt, zur Zucht und Ordnung gewöhnen.

Taktik *) und Art zu fechten im Felde, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleine Haufen abtheilen, mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornemlich in den Flanken und von hinten, unter einem lauten, fast dem Geheul ähnlichen Geschrei, mit gefällten Picken in der stärksten Karriere angreifen, sobald es gelingt, durch den wüthenden Anfall den Feind zu theilen, dann die Picke fallen lassen, und vermittelst des Riemens nachschleppen, aber an deren Statt sich der Pistolen oder lieber des Säbels bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten. Man läßt sie auch den Feind verfolgen, wenn er auf der Flucht begriffen ist, und dann werden sie ihm durch ihre Schnelligkeit und Angriffsart gefährlich. Einer fliehenden Truppe, die solche Menschen auf dem Nacken hat, fällt es bei dem besten Willen unmöglich, sich wieder zu sammeln. Finden die Kosaken hingegen Widerstand und keine Hoffnung zum Eindringen, so zerstreuen sie sich augenblicklich wieder, fliehen an einen bestimmten Sammelplatz zurück, setzen sich daselbst wieder in kleinen Haufen, und versuchen so lange neue Angriffe, bis der durch öfters vergebliches Nachsetzen abgemattete Feind zur Flucht genöthiget wird: worauf sie ihn so weit als mög-

*) Die Lehre von der Ausbildung, Stellung und dem Gebrauch der Truppen zum Gefecht.

sich verfolgen, immer mehr zerstreuen, und Gefangene zu machen suchen.

Die Kosaken sind zum Recognosciren *), zur Durchsuchung der Wälder und zu allen Arten von Patrouillen **) vorzüglich geschickt: man muß über die Schärfe ihrer Sinne, die Frucht einer langen Gewohnheit, wirklich erstaunen. Wenn sie Orte, durch welche vor Kurzem ein feindlicher Trupp in der größten Unordnung gezogen ist, genau untersuchen, so gelingt es ihnen meistens, die Anzahl der durchpassirten Pferde ziemlich genau herauszubringen. Einige beobachten die Bewegungen des Feindes in einer ausserordentlichen Ferne; andere unterscheiden, wenn sie ihr Ohr auf die Erde legen, das Geräusch von Menschen und Pferden sehr weit. Sie können ohne Murren einen ganzen Tag, ja ganze Nächte, bei der schlimmsten Witterung, in der grimmigsten Kälte, unter den Waffen bleiben. Kurz, eben so unermüdlich, den Feind abzumatten, wenn sie einige

*) Recognosciren heißt, sich von der Stellung des Feindes, oder der Beschaffenheit einer Gegend durch eigne Anschauungen unterrichten.

**) Patrouille ist eine Streifwache, die sich von der Recognoscirung dadurch unterscheidet, daß sie sich nur in geringe Entfernung wagt.

Hoffnung zur Beute haben, als müßig bei Gelegenheiten, wo man dieß seyn muß, (welches im Kriege oft der Fall ist), wissen sie zu entbehren und sich mit Wenigem zu begnügen, ohne nöthig zu haben, sich mit Futter für ihre Pferde zu versorgen, welche mehr gewöhnt sind, Gras, als Haber und Heu zu fressen, und Hunger und Durst wie ihre Reiter selbst zu ertragen. Indessen verwenden sie jeden Augenblick der Muße auf die Pflege ihrer Pferde; und wenn sie auf Streifereien ausgehen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, so ziehen sie oft ein Bund Heu oder Gras einigen Pfunden Fleisch oder Butter vor. Unter allen Kosaken aber zeichnen sich keine so sehr als die Don'schen aus, die auch das beträchtlichste Corps stellen. Ihr Hetman oder Ataman besitzt eine Machtgewalt, die um so ausgedehnter ist, jemehr sie sich auf Verehrung stützt, welches zur Beherrschung der Menge das wirksamste Mittel ist. Jermark, einer dieser Hetmanne, leistete dem russischen Reiche die größten Dienste, und glänzt unter diesem Titel in den Jahrbüchern der russischen Geschichte mit Ruhm. Er verband Reichthümer mit Tapferkeit, und hatte ein jährliches Einkommen von 100,000 Rubeln, das er mit seinen Waffenbrüdern theilte. *)

*) Dieser Kosak war es, der das von dem Kaufmann

Unter der Ural'schen Horde trifft man fast nichts als wohlgebildete und arbeitsame Leute an, die in allen nützlichen Gewerben und Handwerken erfahren sind, als z. B. im Zimmern, Schmieden, Gerben, Schuhmachen, Schifffahren, Schneidern ꝛc. Salpeter und Schießpulver wissen sie sehr gut zuzubereiten. Ungeachtet ihres entschiedenen Scharfsinnes bekümmern sie sich nur um das Nützliche und Nothwendige, vorzüglich um Alles, was in die Landwirthschaft einschlägt. Die von den übrigen Horden sind zu Hause meistens unthätig und langsam, und geben sich weder sonderlich mit Gewerben, noch mit dem Handel ab. Den Ackerbau treiben sie nur in so weit, als er zu ihren Bedürfnissen, und den Fischfang, als er zu ihren Fastenspeisen erforderlich ist. Vieh- und besonders Pferdezucht ist noch ihr Hauptnahrungszweig. — In den Hauptstädten, wie Tscherkask und Uralsk, haben sich die vornehmen und vermögenderen Kosaken schon an eine Art von zunehmendem Luxus *) ge-

---

Strogenof entdeckte Siberien mit seinen Waffengefährten eroberte.

*) Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, eine Folge des Reichthums, entspringt aus der Neigung und dem Bestreben zur Verschönerung unsers Daseyns. Er zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genuß-

wöhnt. Dieser schreibt sich zum Theil aus dem siebenjährigen Kriege her, wo diese Leute manches sahen, was ihnen gefiel, und was sie hernach zu haben wünschten. Man mußte in diesem Zeitpunkte einen großen Theil der Kosaken wieder nach Hause schicken, weil sie von Subordination *) nichts hören wollten. Der Graf von Tottleben gewöhnte die, welche man beibehielt, mit vieler Mühe nach und nach an Disciplin und Ordnung. Die Zurückkehrenden führten manches ein, was sie mitbrachten und erzählen hörten. Daher

---

mittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, der Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Kleidungen, Mahlzeiten, Getränke, Bedienungen und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Groß ist der Nachtheil, welchen der Luxus über die Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen verbreitet.

*) Darunter versteht man, besonders im Soldatenstande, die unbedingte Vollstreckung der Befehle der Vorgesetzten, wenn sie auch dem Willen und der Ansicht desjenigen, der diesen Befehlen gehorchen muß, ganz entgegen wären.

findet man bei Manchem eine schöne Einrichtung ihrer Wohnungen und einen bessern Tisch; Reiche stellen auch wohl Bälle und Maskeraden an, und schicken ihre Kinder nach St. Petersburg in die Erziehungsanstalten.

Alle Kosaken sind übrigens unter einander völlig gleich und heißen Brüder: sie lassen daher keinen Unterschied des Standes, namentlich keinen Erbadel, unter sich zu. Sie können Fremden keine größere Ehre erweisen, als wenn sie ihn unter ihre Brüderschaft aufnehmen. Dabei sind sie untereinander und gegen Fremde sehr gastfrei und von einer fast immer heitern Gemüthsart, obgleich stets ein gewisser Ernst über ihre Stirne ausgebreitet ist. Munterkeit und Treue, Liebe zum Tanz und Gesang, Erfindsamkeit und gränzenlose Freiheitsliebe, sind ihnen vorzüglich eigen. Die letzte Tugend vermochte sie oft zu Empörungen gegen ihre Herren, wenn sie von ihnen gedrückt werden. Die russische Regierung weiß dieß gar wohl, daher sie diese Völker auch bei ihrer freien Verfassung schützt und manche Vorrechte genießen läßt, welche die andern Unterthanen nicht haben. Daher ist 1) kein Kosake leibeigen, welches doch alle Bauern in Rußland sind. 2) Keiner bezahlt die Kopfsteuer, die doch alle Unterthanen, (mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit), geben müssen. 3) Keiner bezahlt von seinem Land-

eigen-

eigenthum Grundsteuer, sondern sie genießen in vielen Gegenden noch dazu auch freie Jagd, freie Fischerei, das Recht, für sich Salz zu machen, Branntwein zu brennen ꝛc. ꝛc. 4) Sie machen in ihren Gränzen und Lande einen eigenen freien Staat aus, und regieren sich selbst, durch die aus ihrer Mitte gewählten Oberhäupter oder Hetmanne. Dafür müssen sie aber auch die Gränzen ihres Landes und mehrere Provinzen des russischen Reiches gegen die Einfälle der benachbarten Tartaren und anderer wilden Völker vertheidigen und schützen. Sie sind daher fast immer in einer Art von Krieg mit ihnen begriffen, und müssen folglich stets beritten und gerüstet sein. Deswegen geschieht auch bei einem unerwarteten Kriege, wie z. B. der letzte Schwedische war, gemeiniglich das erste Aufgebot an die Kosaken, weil man weis, daß man sie nie unvorbereitet findet. Sie sind geborne Soldaten, eine beständige Gränzmiliz, und ihre Verfassung ist durchaus militärisch. Vermöge ihrer Gleichheit des Ranges, sieht man den Offizier oft mit seinen Gemeinen an einem Tische und von demselben hölzern Geschirr essen; ja, wer heute Officier ist, kann morgen, ohne Kränkung seiner Ehre, wieder gemeiner Kosak sein. Nach eben demselben Grundsatze der Standesgleichheit nennet auch kein Kosak einen Officier von der Armee nach seinem Range und Titel, sondern ohne Unterschied Palka, Vater, obgleich ihre eige-

nen Officire im Allgemeinen gar keinen Rang unter den regulären Truppen haben, so daß im siebenjährigen Kriege ein Kosaken Oberster oft unter den Befehlen eines russischen Fändrichs stand. Doch machen die, welche sich besonders ausgezeichnet haben, hiervon eine Ausnahme, und erhalten auch einen Rang bei der Armee.

Nach den neuesten Zählungen, die aber nie ganz zuverläßig sind, beläuft sich die Anzahl der wirklich dienstfähigen und streitbaren Männern unter den Kosaken auf 800,000 Mann, wovon sie zu jeder Zeit ungesäumt 200,000 auf die Beine bringen können. Die donschen Kosaken stellen allein im erforderlichen Fall 100,000 Mann, die ein furchtbares Corps ausmachen, das wegen ihrer besondern Art zu fechten, im Stande ist, jeder disciplinirten Armee die Spitze zu bieten.

St. Juliens Schiffbruch und Aufenthalt unter den Wilden.

Gefällt schon das Abentheuer, wenn es sich im Gebiete der Romanze *) bewegt und von der Dichtung seinen Farbenschmuck erhält, so wird es doch noch weit anziehender,

*) Romanze, fast gleich bedeutend mit Ballade, ist Erzählung einer Begebenheit, und in Form und Inhalt romantisch, durch liebliche Reimgewinde und durch die Zaubergärten abentheuerlicher Gegenstände sich durchschlingend. In dieses Gewand kleidet sich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes Gefühl, das ausgesprochen werden soll, vom gräßlichen bis zum süßen Zauberspiel des Herzens herab. Die Romanze ist verschieden, komisch, tragisch, selbst die Satyre und ein feiner Spott sind nicht davon ausgeschlossen, aber Alles im Geiste des Romantischen, schön in bunter Manichfaltigkeit. — In der deutschen Nation, die ohne Zweifel jezt allen übrigen die Dichterpalmen entrissen hat, ist kaum eine

wenn ihm die Wahrheit, die immer ihren eigenen Reiz hat, zur Folio *) dient. Der Spiegel des Mährchens zeigt zwar lustige und wunderbare Bilder; allein aus dem reinen Glase der Wahrheit, dem die Wirklichkeit bald einen goldenen, bald einen eisernen Namen gibt, tritt alles lebendiger und eingreifender hervor. Darum dürfte das nachstehende Bruchstück, in dem man des Ausserordentlichen und Wunderbaren so viel entdeckt, wohl von meinen Lesern nicht ohne Interesse aufgenommen werden. Der Verfasser hat alles, was er hier sagt, aus dem Munde desjenigen vernommen, der die hier zu erzählenden Ereignisse selbst erlebte. Das Bild ist treu nach dem Leben gezeichnet, und wenn es auch sonst kein Fehler der Malerei ist, wenn sie der Wirklichkeit einen idealen **) Zusatz gibt, so hatte doch der Verfasser dieses Auf-

---

Dichtungsart schöner ausgebildet und sorgfältiger und manichfaltiger geübt worden, als die Romanze. Unübertroffen, auf der höchsten Stufe stehen Schiller und Göthe. Schön und lieblich sind die Romanzen eines Bürger, Stollberg, Maler Müller, eines Tieck, Fr. v. Schlegel, und eines A. W. Schlegel.

*) Bildlich alles, das einer Sache einen hohen Glanz gibt, und ihr so gleichsam zur Unterlage dienen muß.

**) Was sich über die Wirklichkeit erhebt und nur ein Gegenstand der Einbildungskraft ist.

sahes keinen Beruf, auf Erhöhung seiner Farben zu sinnen, vielmehr ergriff er das Leben ganz treu, und glaubt gerade durch diese Treue dem Leser einen nicht unwichtigen Dienst gethan zu haben.

St. Julien, von Geburt ein Schweizer, befand sich mit seinem Regimente zu Madras *). Den General Locke, der von England ab in Madras angekommen war, sollte eine Ehrenwache, bestehend aus einem Sergeanten, einem Korporal und achtzehn Gemeinen, nach Bengalen begleiten. St. Julien befand sich mit darunter. Glücklich in Bengalen angekommen, verweilte St. Julien mit seinen Kameraden dort bis zum 1sten April. Er wurde auf dem Schiffe Wilhelm einbarquirt **), glaubte, daß die Fahrt nach Madras

*) An der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschienapatram stand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Engländer 1645 bekamen, steht jezt Madras, die Hauptstadt einer Präsidentschaft der brittischen Besitzungen in Ostindien, liegt in einer sandigen Gegend, am Fluße Palier; zählt 800,000 Einwohner, besitzt ungeheuere Waarenmagazine und hat einen höchst ausgebreiteten Handel.

**) eingeschifft.

zurückgehe, erfuhr aber zu seinem großen Leidwesen, daß der Wilhelm *) mit Proviant beladen nach Aegypten bestimmt sey, wo damals ein Theil der englisch-ostindischen Armee Oberägypten von Suez **) bis nach Cairo ***) besetzt hielt.

Der 4te Juni, der Geburtstag des Königs von England, wurde festlich begangen. Die Feuergefühle des eng-

---

*) Name des Schiffes.

**) Vormals war Suez eine reiche Handelsstadt in Aegypten, ist aber jezt sehr herabgesunken, nur noch von 530 Einwohnern belebt und in Gefahr, ganz zu veröden. Die Lage von Suez in einer dürren, unfruchtbaren, wasserleeren Fläche ist höchst ungünstig. Da gibt es keine Grasung, keinen Baum, keinen Wald, keinen Landbau, keine Brunnen, sondern nur wenige genießbare Fische.

***) Cairo, auch Kahira und Großkairo, ist die Hauptstadt in Aegypten, und eine der größten Städte in der Welt. Der Handel dieser Stadt ist sehr wichtig, da sie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwischen Europa, dem mittelländischen Meere, Asien, und Nordafrika ist. Hier befindet sich auch eine mahometanische Universität. Im Jahre 1798 wurde Cairo von den Franzosen eingenommen.

lischen Patriotismus verlieren auch auf dem Meere ihren Wärmestoff nicht, vielmehr erheben sie sich hier, wo ihr eigentliches Element ist, stolzer als auf dem Festlande. Das Meer, das vorhin dem St. Markus huldigte, der sich alljährlich mit der wilden Adria *) vermählte, hat an dem brittischen Muthe einen kühnen Freier gefunden, der seine hausherrlichen Rechte zu schützen und die Hausfreunde, die einst dem Lagunen **) = Fürsten so viel zu schaffen machten, ernst zurückzuweisen versteht. Das Fest gieng heiter zu Ende. Der Fahrt war bisher nichts Widriges begegnet.

---

*) Venedig behauptete einst die Herrschaft über das ganze adriatische Meer. Zum symbolischen (sinnbildlichen) Zeichen jener Herrschaft geschah sonst jährlich, so lange Venedig seine Selbstständigkeit behauptete, die Vermählung des Doge — Oberhaupt in den beiden ehemaligen italienischen Freistaaten Venedig und Genua — mit dem Meere am Himmelfahrtstage.

**) Die Lagunen machen jenen Theil der Küste am adriatischen Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines von der Natur gemachten Dames durchbrochen und überschwemmt hat, wodurch hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig selbst ist auf sechzig solcher Inseln erbaut worden.

Am 7ten Juni Nachmittags wurde man ein Hochland gewahr, das der afrikanischen Küste angehörte. Abends gegen 7 Uhr empfahl der Kapitän dem wachehabenden Offiziere auf dem Verdecke die größte Vorsicht. Er fürchtete, dem Lande zu nahe zu kommen und auf versteckte Klippen zu gerathen, und hatte die Entfernung vom Lande gehörig vorgeschrieben. Der wachehabende Offizier versäumte seine Pflicht, versank in einen tiefen Schlummer, aus dem ihn nach einigen Stunden der Ruf der auf der vordersten Spitze des Schiffes postirten Wache: „Brandung *)! gerade vorwärts!" schaudervoll aufweckte. Der Saumselige wollte dem Schreckensworte nicht glauben, doch in demselben Augenblicke bestätigten auch die am Steuerruder stehenden Matrosen die Trauerkunde. Der Kapitän **) wurde gerufen, und gab die

*) Jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüßen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Zischen, an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer anschlägt, heißt Brandung. An den höchsten, steilsten, felsigten Ufern ist sie am stärksten.

**) Ein Schiffskapitän hat ein, auch mehrere ihm untergeordnete Schiffe zu kommandiren.

nöthigen Befehle; allein Felsen und Klippen, die das Schiff schaudervoll umstarrten, sprachen seinen Vorkehrungen Hohn. Das Schiff war unrettbar verloren. Kanonen und Ladung wurden über Bord geworfen. Auch diese Maßregel verfehlte ihren Zweck. Das Wasser drang schon in das untere Verdeck.

Ein erneuerter gewaltsamer Stoß und das Schiff wurde auf eine Klippe geworfen. Sein Hintertheil nebst dem Besanmaste *) trennte sich von dem Vordertheile. Die kleine Schaluppe des Kapitäns wurde von den Wogen fortgeführt. Ein großer Theil der Mannschaft fand sein Grab in den Wellen. Das Schicksal der Zurückgebliebenen war grauen-

*) Die größten und längsten Baumstangen, die auf den Schiffen das Segel und Thauwerk tragen, heißen Masten. Man unterscheidet den größten Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele — der unterste lange Grundbalken, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist — ruht, den vordern Fackmast oder die Facke, und den hintersten Besanmast. Die meisten Masten sind von Fichten. Die längsten messen über hundert Fuß, und sind 25 bis 30 Palmen, 4 auf den Fuß gerechnet, dick. Von dieser kostet das Stück mehr als 300 Thaler.

voll. Glücklicherweise hing der Ueberrest des Schiffes fest auf einer Klippe. Unter dunkeln Ahnungen wurde die Nacht vollbracht, denn jeder Augenblick konnte den Tod in seinem Gefolge haben.

Der Tag brach an, aber es war kein Tag der Lust. Die Sonne beleuchtete die Klippen und Felsen, die theilnahmlos aus dem Meere hervorragten. Der Strand lag fern, und die Unglücklichen waren aller Boote beraubt. Jeder suchte das ärmliche Leben zu retten. Der Eine ergriff ein Stück Holz, ein Anderer ein Faß, ein Dritter eine Kiste oder was ihm sonst in die Hände gerieth, warf sich damit den Wellen in die Arme und kehrte der Hoffnung freudig das Gesicht zu.

Das Leben hat auch für den Unglücklichen noch Werth, er ringt um diesen kahlen Preis, der wahrlich oft des Ringens nicht werth ist; das Leben ist, wie ein großer Dichter sagt, oft kaum des Aus- und Anziehens werth. Ist man endlich dahin gekommen, den letzten Fetzen des abgetragenen Lebenskleides wegzuwerfen, so wird die Lust des Daseyns von neuem wach, und man flickt aus den zerrissenen Lumpen sich ein neues Gewand zusammen, das freilich weder gegen Sturm noch Regen schützt.

Die Unglücklichen erreichten theilweise den Strand. St. Julien rettete sich durch Hülfe eines großen Hühnerkorbes. Von zwanzig seiner Kameraden hatten sechs den Tod in den Wellen gefunden. Der Kapitän erreichte glücklich das Ufer, auch retteten sich die drei Schifflieutenants. Ein Lieutenant des 80sten Regiments wurde todt ans Land geworfen. Man beerdigte ihn nebst den übrigen Todten so gut man konnte.

Das Leben der Unglücklichen war zwar geborgen; allein die Aussicht in die Zukunft war nichts weniger als heiter. Die Gegend, in der man sich befand, war wild und unfruchtbar. Ein wahrhaft erschütternder Vorfall düsterte die ohnehin schon trüben Gemüther noch mehr ein. Der Lieutenant, welcher in der Unglücksnacht die Wache gehabt und wahrscheinlich durch seine Unvorsichtigkeit den Verlust unsers Schiffes veranlaßt hatte, bemächtigte sich eines Rumfäßchens, deren die Wellen viele ans Ufer getrieben hatten, setzte es an den Mund und trank daraus, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Taumelnd stieg er auf seine Klippe und stürzte sich ins Meer. So hoffte er sich und seine Schuld für immer zu begraben.

Der Tag war weiter vorgerückt. St. Julien und seine Unglücksgenossen gewahrten in der Ferne einen Menschen, der ganz nakt schien. Er trug einen langen lanzenähnlichen

Stock. An seiner Schulter hing ein Sack. Er verschwand wieder, kehrte aber bald mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Landesleute wieder zurück, die im vollen Laufe auf die Unglücklichen einstürzten. Alle waren theils mit Luntenflinten, theils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ein großes krummes Säbelartiges Messer und eine Lanze machten ihre Wehre aus. Der erschreckende Anblick dieser Unmenschen, aus deren Mienen man Plünderung und Mord lesen konnte, war für die Unglücklichen ein trauriges Vorzeichen. Jene griffen auch sogleich zu ihrem blutigen Handwerk. An Widerstand von unserer Seite war nicht zu denken. Der Kapitän, der seine Kleider nicht missen wollte und sich zu vertheidigen anfing, erhielt einen Lanzenstreich auf den Kopf. Er stürzte besinnungslos nieder, und es wäre sicher um sein Leben geschehen gewesen, wenn sich seine trauernden Gefährten nicht selbst beeilt hätten, ihn zu entkleiden. Die Barbaren nahmen die armseligen Gewänder. Die silbernen Armbänder einiger Negerbedienten glänzten den gierigen Wilden in die Augen. Die Wuth nach dem strahlenden Metall ließ ihnen nicht Zeit, die Armbänder abzulösen, vielmehr zogen die Unmenschen ihre großen Messer, und hieben den armen Negern die Arme ab. Nach dieser schrecklichen That nahmen sie weiter keine Notiz von den Verstümmelten, die sich langsam zu Tode verbluten mußten. Zu Gunsten der Las=

kars (ostindische Matrosen) machten sie einen kleinen Unterschied, der wahrscheinlich in der Uebereinstimmung ihrer Gesichtsfarbe mit der der Laskars zu suchen war. Sie ließen ihnen ihre Kleidung, erlaubten ihnen auch, sich der Lebensmittel bedienen zu dürfen, die von dem Meere an den Strand getrieben worden waren, indessen mußten sie sich doch auch ihrer geringen Baarschaft entledigen. Die armen Europäer durften nichts von dem Proviant berühren. Die Barbaren zerschlugen die Wein- und Branntweinfässer, und gaben das, was das Meer für die Unglücklichen geborgen zu haben schien, dem Sande preis. Einige Matrosen, die sich an dem Getränke zu gütlich gethan hatten und neben den Fässern niedergesunken waren, giengen in einem halbfröhlichen Rausche in die bessere Welt. Unsere Peiniger hieben den glücklichen Schläffern die Köpfe ab.

Aus dem Innern des Landes kam eine größere Masse dieser Wilden heraus. Wie die am Strande befindlichen Barbaren die neu Angekommenen erblickten, warfen sie sich sämmtlich zur Erde, jenen ihre Hände entgegenstreckend. Die Europäer schlossen aus diesem Zeichen der Ehrerbietung, daß das Landesoberhaupt in der Nähe seyn müsse. Man hatte sich auch nicht getäuscht, es war der Fürst dieser Wilden, bei dem man jedoch keine Gnade suchen durfte. — Nach-

dem sich die Barbaren einige Zeit mit ihrem Oberhaupte unterhalten, dabei jedoch immer nach den Unglücklichen gierige Blicke zugesendet hatten, erhoben sie sämmtlich ihre Lanzen und schienen auf diese einstürzen zu wollen. Sie retteten sich aber auf einen nahe gelegenen Berg. Die Wilden verfolgten sie mit Flintenschüssen. Wer verwundet den Barbaren in die Hände fiel, wurde niedergehauen. Ehe noch die Europäer den Berg erreichen konnten, brach die Nacht ein. Müde gelangten sie zu ihrem augenblicklichen Rettungsorte.

Die Unglücklichen waren bis auf neun Personen zusammengeschmolzen. Unter diesen befand sich der Kapitän und die beiden Lieutenants. — Nach einer mehrstündigen Rast beschloß man, den noch übrigen Theil der Nacht zur Fortsetzung der Flucht zu benutzen. Man stieg zu dem Ende auf der entgegengesetzten Seite des Berges herunter und hoffte auf ein ebenes Land zu kommen, gerieth aber dafür in eine Wüste, die zu dem gräulichen Nachtstücke ganz geschaffen zu seyn schien. St. Julien hatte das Unglück, sich durch einen großen Dorn am linken Fuße zu verletzen, setzte aber demungeachtet die Flucht fort. Eine kleine Quelle tränkte mitleidvoll die Unglücklichen. Ein kühlendes Bad stärkte ihre Füße zur weitern Verfolgung ihres dunkeln Pfades. Man

hielt Rath, was weiter zu thun sey. Ein wildes Geschrei aus der Ferne unterbrach die Berathung. Man brach eilig auf und erreichte glücklich den kürzlich erst verlassenen Berg.

Zwei Unglücksgenossen wurden jezt vermißt, man trat zum zweitenmale die Wanderung in die Wüste an. Keine Spur von Vegetation *). Gegen Mittag stieß man auf eine Quelle, deren Wasser salzig war, das aber demungeachtet, weil brennender Durst ihm die Weihe geliehen, herrlich mundete.

Zwei Tage lagerten die Europäer an dieser einsamen Quelle. Der Hunger plagte sie, aber drückender noch war die Besorgniß vor ihren Verfolgern; am dritten Morgen rafften die Unglücklichen ihre letzten Kräfte zusammen, um einen in der Ferne sich zeigenden Berg zu erreichen. Der Abend neigte sich, ehe man noch an dem gewünschten Ziele anlangte. St. Julien und ein ihm befreundeter Kamerad, Partinger geheißen, konnten nur langsam folgen. Sie trafen später als die übrigen am Fuße des Berges ein, der sich steil am Ufer des Meeres erhob. — St. Julien kletterte

*) Vegetation heißt eigentlich das Wohlbefinden und das dadurch beförderte Wachsthum der Pflanzen. Hier wird eine kahle, pflanzenlose Gegend darunter verstanden.

voraus, er hätte glücklich den Gipfel erreicht, wenn ihn nicht sein Freund, der steigend schon müde war, angefaßt, und ihn so aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. Beide stürzten jezt herab, und das brausende Meer würde ihrem unglücklichen Daseyn ein Ende gemacht haben, wenn sie nicht noch ihre letzten Kräfte angestrengt hätten, um einen Felsen zu erklimmen, der, über die übrigen hervorragend, einen willkommenen Zufluchtsort gegen die brausenden Wogen darbot. Das nackte Leben war abermals gerettet. Drei Tage und vier Nächte verlebten St. Julien und dessen Freund in diesem traurigen Asyl. Hunger und Durst wütheten furchtbar gegen sie. Am vierten Morgen wurde das Meer ruhiger, sie erreichten den Strand, umgiengen im Wasser den Berg, und kamen an ein flaches Land, wo sie die Zelte neuer Hoffnungen aufschlugen. Das Andenken der verlornen Kameraden trat in düstern Bildern vor ihre Seele. Ungefähr gegen drei Uhr Nachmittags, als die Unglücklichen bei gänzlicher Nahrungslosigkeit und niedergedrückt von dem Mangel des Wassers dem Umsinken nahe waren, gewahrten sie in der Ferne menschenähnliche Wesen. Die Furcht, in der Ausmalung höllischer Bilder sehr geschickt, ließ sie in jener Erscheinung ihre wilden Verfolger sehen, wogegen die Hoffnung, die leider im Leben zu oft mit allzulichten Farben malt, das Andenken der vermißten Kameraden zauberisch

vor=

vorzeichnete. Die Unglücklichen hatten keine Wahl. Sie schritten zwischen Furcht und Hoffnung mitten durch, gingen ohne Weiters auf das halb freundlich, halb unfreundliche Phänomen *) zu, und fühlten sich auf das angenehmste überrascht, als sie hier die verloren geglaubten Freunde wieder erkannten. Die Freude war indessen nicht ganz vollkommen; es fehlten die beiden Lieutenants, die man schon seit zwei Tagen vermißt hatte. Für Hunger und Durst war hier gesorgt, wenn freilich nur spärlich, indessen doch ausreichend gegen das dringendste Bedürfniß. Die Noth predigt eine recht praktische **) Moral. Sie hat bei der Lehre zugleich auch die Nutzanwendung zur Hand, und gleicht darin jenen Philosophen des Alterthums, die gewohnt sind, die Regel, die bei den neueren Weisheitspredigern kalt und frostig da-

*) So nennen wir jedes Ereigniß: welches wir mittelst unserer Sinne in der umgebenden Körperwelt wahrnehmen, besonders eine Luft- und Lichterscheinung. Alle Phänomene sind ein Gegenstand der Naturlehre, welche sie zu erklären sucht. Dazu ist erforderlich, daß sie sorgfältig beobachtet, von Täuschungen unterschieden und mit andern Erscheinungen verglichen werden.

**) Für das Leben brauchbar bedeutet hier praktisch.

steht, in ein frisches grünes einzutauchen. Die neu aufgefundenen Unglücksgenossen hatten sich um ein mit Wasser gefülltes Loch gelagert, auch waren ihnen Vorräthe von grünen, dicken, saftigen Blättern zur Seite, die, an einer dort häufigen Kirchpflanze wachsend, einen nicht unangenehmen Geschmack hatten. Hunger und Durst waren zur Nothdurft gestillt. Der nicht gar ferne Meeresstand bot Seekrebse und eine Art Muscheln dar, die jedoch mit den gewöhnlichen Austern keine Vergleichung aushielten. Bei der Eröffnung dieser Muscheln entdeckte man in der schaaligen Behausung ein Thier mit vier Füßen, dessen Kopf etwas Katzenartiges hatte. Die Europäer nahmen an der nicht ansprechenden Figur des Thieres keinen Anstoß. Der Hunger hat schon oft vielen, sonst gleich Eckel faßenden Menschen in die Hände gearbeitet, und die alten, so wie die neuen Leckermäuler verdanken, der durch Heißhunger und Verzweiflung herbeigeführten Eslust manche hochgepriesene Schüssel.

Nach Art der Wilden, gewann man, nach vielen verunglückten Versuchen, zweien aufeinander geriebenen Holzstücken Feuer ab. Das Seewildpret wurde nun gebraten und die grünen, saftigen Blätter gaben das Zugemüse ab. Nach einer dreitägigen Rast brach man am vierten Morgen auf. Die verwaisten Europäer suchten vergebens nach einem

Auswege aus den öden Steppen *). Sie streiften den ganzen Tag herum, um Wasser und Nahrung zu finden. Mit einbrechender Nacht kamen sie an einen trockenen Graben, der sich zwischen Felsen hindurchwand. Bei dem blassen Scheine des Mondes bemerkten sie auf dem Boden dieses Grabens weisse Kiesel, ein frühes Vorzeichen einer nahen Wasserentdeckung. Die Hoffnung hielt Wort, denn bald darauf fanden sie ein mit Steinen belegtes Loch, das Wasser enthielt, dessen etwas salziger Geschmack doch wenigstens eines Theiles den Wünschen der Dürstenden genügte.

In der Nähe des Brunnens lagen Hörner, Füße und Felle von Ziegen, die zwar, schon ganz verfault, nicht zur Nahrung dienen konnten, die aber doch deutlich zeigten, daß die Gegend bewohnt seyn müsse. Die Spuren menschlicher Wesen haben sonst wohl für den verirrten Wanderer einen wunderbaren Reiz, und er knüpft an die kaum sichtbaren Fußtritte den schon abgerissenen Faden der Hoffnung wieder an, er geht ihnen ängstlich nach, und ist besorgt, die freundlichen Zeichen verwandter Wesen zu verlieren, er hält sie fest, und gelangt auf der heitern Fährte zu einem gastlichen

*) Vom russischen Wort Step, eine Wüste, auch ein flaches dürres Feld.

Obdach. Hier war es anders, hier wurde der Menschentritt zur erschreckenden Tigerspur. Die Europäer fanden es der Klugheit angemessen, diese Gegend zu verlassen. Mit Tagesanbruch begann die Wanderung wieder, nach einigen Stunden nutzlosen Herumstreifens erklärte der Kapitän in den rührendsten Ausdrücken, daß er nicht weiter folgen könne, daß man ihn hier seinem Schicksale überlassen, und die Wanderung ohne ihn fortsetzen möge. Die Unglücksgefährten boten alles auf, um den Verzweifelnden zum weitern Folgen zu vermögen. Zwei von ihnen faßten den Kapitän unter die Arme, um ihm so das Gehen zu erleichtern. Dieser Versuch mißglückte. Der Kapitän war zu sehr gebeugt, dem schon gebrochenen Herzen fehlte der Muth, und dem Körper die Kraft zum Leben. Der Kapitän bat dringend, ihn auf die Erde zu legen. Die Unglücksgefährten lagerten sich um ihn herum. Der Unglückliche mahnte zum Aufbruch, er erinnerte an die Nähe der Wilden und sprach Worte voll freundlicher Ermahnung. Sein letzter Wille war, daß man seinem in Madras wohnenden Bruder seinen Tod wissen lassen möchte.

Hat das Abschiednehmen für fühlende Seelen immer etwas Schmerzvolles, so war dieses wahrhaft fürchterlich. Trennt man sich sonst von einem Freunde, so gibt man ihm

fröhliche Wünsche mit auf die Reise, und die Hoffnung, den Scheidenden über kurz oder lang wieder zu sehen, mildert das bittere Gefühl, das aus dem nun zerrissenen Zusammenseyn schneidend hervorquillt. Hier schrieb die Hoffnung keinen freundlichen Abschiedbrief, hier war an kein Wiedersehen zu denken, denn hier lagerte schon finsterer Mord im Hintergrunde.

Nur gezwungen verließen die Europäer den halb Sterbenden. Sie hörten das Geschrei herannahender Wilden, von denen sich einige dreißig unerwartet sehen ließen. Die Pflicht der Selbsterhaltung erinnerte die Unglücklichen an die eigene Rettung. Sie machten sich schnell auf, und selbst in dem Kapitän erwachte noch einmal die Lust zum Leben. Er raffte die letzten Kräfte zusammen, schleppte sich einige Schritte fort und sank dann ermattet zu Boden. Was aus dem unglücklichen Kapitän geworden, können wir dem Leser nicht mit Zuverläßigkeit berichten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er als Opfer der blutigen Lust der Wilden gefallen.

Acht Tage trieben sich die Europäer in dieser wirthlosen Wüste herum. Nur kümmerlich konnten sie ihr Leben durch salziges Wasser und einige wilde Pflanzen erhalten. Sie fanden zwar eine den Kirschen ähnliche Frucht, deren Geschmack indessen sehr unangenehm war, und die giftige

Bestandtheile enthalten mußte; denn nach dem Genuße dieser Frucht verspürten die Europäer Zahnschmerzen, auch schwollen ihnen die Lippen darnach auf. Da diese Wirkung nicht bleibend war, so mußten die armen Wanderer zu diesem öfters einzigen Nahrungsmittel dennoch ihre Zuflucht nehmen.

Jezt waren noch die vier letzten der Gestrandeten beisammen. St. Julien und sein Freund konnten den beiden andern nicht rasch genug folgen. Sie mußten zurück bleiben, und die rüstigen Pilger zogen voraus.

St. Julien und sein treuer Gefährte blieben in der Nähe eines kleinen Brunnens liegen. Seekrebse und die schon früher erwähnten fetten Blätter waren ihre Nahrung. Zu ermattet, als daß sie durch Holzreiben Feuer entzünden konnten, mußten sie die Seekrebsen roh verzehren. Acht Tage währte dieser traurige Aufenthalt. Nach diesem trostlosen Harren brachen sie auf, schleppten sich sechs Tage durch die Wüste fort, und entdeckten endlich im Sande die Fußstapfen zweier Menschen. Sie glaubten in den Fußtritten die Spuren ihrer vorausgegangenen Kameraden zu erblicken. Die fröhlichen Vorzeichen verloren sich bald, der Boden wurde nach und nach fester, und die glücklich aufgenommene Spur war verwischt. — Ungefähr zwei englische Meilen von

ihnen lag ein Berg, den sie, wenn auch mit großer Anstrengung, endlich doch erreichten. Der Berg ging in leichten Abdachungen hernieder, sein Ersteigen war daher für die Ermatteten möglich. In der Mitte des bergigen Abhanges erblickten sie einen großen überhangenden Felsen. Sie gingen darauf zu, um unter seiner Bedachung Schatten zu suchen. Welch ein schreckvoller Anblick erwartete sie hier! — Die Leichen ihrer beiden vorausgeschrittenen Kameraden starrten ihnen grauenvoll entgegen. Neben einander sitzend, den Rücken an den Felsen gelehnt, waren die Unglücklichen hinüber gegangen in die bessere Heimath. Die Züge der Todten waren gräßlich entstellt, Hunger und Verzweiflung hatten ihre dunkeln Gleichnisse auf die von der Sonne verbrannten Wangen eingegraben, die wild gerunzelte Stirne zeigte von dem entsetzlichsten Kampfe zwischen Leben und Tod. St. Julien und sein treuer Freund wollten den Todten die letzte Ehre erweisen. Um ein stilles Grab zu graben, fehlte es den Ueberlebenden an Hacke und Schaufel, sie trugen daher so viel Steine zusammen, als es ihnen möglich war, legten die Leichen auf den Rücken, sprachen ein andächtiges Gebet, und bedeckten darauf die Todten mit felsigen Trümmern. Es war ein schaudervolles Seelenamt; denn diejenigen, so es begingen, fühlten sich selbst schon halb dem Tode geweiht.

St. Julien und sein Freund verweilten vier Tage an diesem düstern Orte. Die Nähe ihrer so schaudervoll verstorbenen Kameraden mahnte auch sie an den Tod. Sie hatten sich aufs Sterben vorbereitet und ertrugen gelassen Hunger und Durst. Die Anforderungen des letztern wurden so dringend, daß sich die Unglücklichen mit ihrem eigenen Urin aushelfen mußten. Wo gibt es ein Maas für das menschliche Elend? — Am fünften Tage trieb sie endlich die Verzweiflung aus ihrem Verstecke. Sie überstiegen unter den größten Anstrengungen diesen Berg und wankten auf der andern Seite desselben hinunter. Sie gelangten bald an einen kleinen Fluß, der ihnen süßes Wasser bot. Drei Tage verbrachten sie hier. Sie nährten sich von einer Art Schilf, dessen starke Wurzel ihren Hunger stillte. Die Hoffnung lebte wieder auf und das Leben, dessem Winke der gewöhnliche Mensch so gern folgt, machte eine heitere Miene. Neue Wünsche — neue Pläne. Der kleine Fluß hatte Krebsen, denen sie die saftige Schilfwurzel als Zukost gaben. Die verirrten Wanderer fühlten sich gestärkt und konnten am vierten Tage ihre Reise fortsetzen.

Vierzehn Tage trieben sich die Unglücklichen bestimmungslos herum, immer von weitem dem Meere folgend. Waren ihre Hoffnungen im Meere untergegangen: so schwam-

men jezt ihre Wünsche wieder auf den Wellen. Das Meer allein konnte ihnen Rettung bieten. Affen, die lustigen Halbmenschen, jagten den Europäern neue Schrecken ein. Sie hielten diese Gränznachbarn des Menschensinnes für Wilde und dachten aufs Neue sich zu retten. Doch die lustigen Springer waren den Europäern sehr nützlich; sie dienten als Wegweiser nach süßem Wasser, und die unglücklichen Wanderer befreundeten sich so mit den lustigen Genossen.

St. Julien und sein Freund hatten jezt diese Bergkette hinter sich, ein flaches Land breitete sich vor ihnen aus und in der Ferne zeigte sich am Meeresstrande ein hoher Berg. Sie gingen auf diesen zu, und hofften zwischen dem Fuße desselben und dem Meere hindurch zu kommen. Es war aber dieses nicht möglich, da sich die Wellen am Fuße des steilen Berges brachen. Sie untersuchten die Gegend und fanden am äußersten Abhange des Berges eine Höhle. Hier machten sie Halt, denn sie bedurften der Ruhe. Die kirschenähnliche Frucht, deren wir schon früher gedacht haben, stillte auch hier wieder den dringenden Hunger. Als St. Julius nach diesen Kirschen suchte, und das Gebüsch des felsigen Strandes durchstreifte, wurde er zu seinem Erstaunen einen ziemlich großen, von der Sonne ausgetrockneten Fisch gewahr. Seiner Freude kaum Meister, theilte er sogleich sei-

nem unglücklichen Kameraden die frohe Nachricht des Fundes mit. Der Gefährte wurde bedenklich, er schloß auf die Nähe von Menschen; denn dieß war es ja, was die Unglücklichen vor allen fürchteten. Sonst hat die Nähe des Menschen für den einsamen Waller einen wunderbaren Reiz; der Mensch fühlt sich zu dem Menschen hingezogen. Die Europäer bemächtigten sich indessen des getrockneten Fisches, und trugen ihn in ihre Höhle. Die Kost war sehr gesalzen, ihr Durst nahm daher überhand, und sie sahen sich nach frischem Wasser um, umgingen den Fuß des Berges, und streiften abwechselnd durch Ebenen und Hügel. Wo sie Wasser fanden, da schlugen sie ihre Lagerstätte auf, machten Feuer an, genossen von den oft erwähnten dicken Blättern, die hier häufig wuchsen, und verzehrten die Ueberreste des getrockneten Fisches, die sie mit sich geführt hatten.

Fünfzehn Tage fruchtlosen Wanderns waren wieder vorüber, als die Unglücklichen auf einen großen Wald dorniger Bäume stießen. Der Wald lag auf ihrem Wege, und sie traten in denselben ein; aber wie groß war ihr Schrecken, als sie in der Ferne zwei mächtige Löwen ansichtig wurden. Hinter einem dicken Baume sich verkriechend, warfen sie sich platt auf den Boden, um so der Entdeckung der furchtbaren Bestien zu entgehen. Sie verloren

jedoch die Löwen bald aus dem Gesichte und sahen in der Folge keine wieder, gewahrten aber doch oft im Sande die Fußstapfen der Gefürchteten, die nicht wenig dazu beitrugen, die Schrecknisse ihrer einsamen Wanderung zu erhöhen. Sie brachten mehrere Tage in dem Walde zu, der sie auf ein ebenes Land führte, dessen rechte Seite behügelt war. Links lag das Meer, und in weiter Entfernung schloß eine Kette hoher Gebirge, auf welche sie zuwanderten, den Horizont.

Am Fuße des Gebirges angekommen, erblickten sie einen Schwarzen. Dieser Anblick überraschte sie. Der Wilde lief auf St. Julien zu, der die Flucht ergriff, aber bald vor Mattigkeit und Schrecken bewußtlos niedersank. St. Juliens Freund eilte dem Gefallenen zu Hülfe. Der Schwarze schien nichts Arges im Sinne zu haben, er stieß einige unverständige Töne aus, aus denen St. Juliens Freund so viel herausfand, daß es der Frage gegolten, ob sie Neger oder Fremde wären, und er suchte daher dem Wilden ihr beiderseitiges Schicksal durch Zeichen verständig zu machen. Der Neger entfernte sich. Aus seiner Gesichtsbildung sowohl, als auch aus seiner Bekleidung mit Fellen, schlossen unsere unglücklichen Wanderer, daß er nicht zu dem Stamme gehörte, von dessen Genossen sie früher so grausam behandelt wor-

den waren. Länger hier zu verweilen, hielt man indessen doch nicht für räthlich.

Acht Tage gingen auf der Durchwanderung dieser Bergkette hin. Klüfte und Thäler, Berge und Niederungen lagen im bunten Gemisch unter einander. Von Zeit zu Zeit fand man etwas röthlichtes Wasser, das jedoch zum Trinken geeignet war; auch gebrach es nicht an jenen fetten Pflanzen, die für unsere Europäer das himmlische Manna *) in der Wüste waren.

Am Ausgange des Gebirges lag ein Wald, dem früher begegneten völlig gleich. Fünf volle Tage gingen auf die Durchkreuzung dieses Waldes hin. Aus demselben heraustretend, sahen die Pilgrimme einen großen Fluß vor sich,

*) Der eingetrocknete, klebrige, blaßgelbe, durchsichtige, schleimichtsüße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien liefern. In den Morgenländern gibt es dieser Manna liefernden Gewächse mehrere. Man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige gewesen sey, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genoßen.

der wohl anderthalb englische Meilen breit seyn mochte. Das jenseitige Ufer war mit grünen großblätterigen Bäumen besetzt. Dieser Anblick hatte etwas sehr Erhebendes, es war ein fröhliches Vorzeichen kühlender Schatten, den die bisher gesehenen, laublos dornigen Bäume nicht zu gewähren vermocht hatten, und unsere armen Verschlagenen den Ueberrest dieses Tages, so wie die darauffolgende Nacht an dem dießseitigen Ufer, der nächste Morgen aber wurde mit Plänen für die Zukunft hingebracht; denn das jenseitige freundliche Ufer des Flußes, der zu überschreiten war, hatte die Hoffnung neu entzündet. Der Mensch, der das Leben noch nicht mit dem Rücken anzusehen gewohnt ist, knüpft so gern an den kleinsten Hoffnungsstrahl das Gewebe seiner Wünsche an. Das zarteste Gewebe der Hoffnung ist ihm ein leitender Faden, durch den er sich aus dem vielfach verschlungenen Schicksalsgewirre durchzuwinden sucht.

Die Europäer durchwateten den Fluß, der an einigen Stellen so tief war, daß sie bis an die Schultern in's Wasser kamen. Wohlbehalten erreichten sie das jenseitige Ufer. Vergebens hatten sie von den grünen Bäumen Früchte erwartet. Früchte führten die Bäume nicht, aber Schatten gaben sie freundlich dar. Sie bildeten einen Wald, beinahe eine Stunde breit. Nach der Durchwanderung dieses

Waldes sahen sich die Verschlagenen mit einem Male in der Mitte eines Dorfes. Sie sprachen in der nächst gelegenen Hütte ein, wo sie einen Greis fanden. Sie baten um Wasser; der Alte machte durch Zeichen verständlich, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen könne. Sie begaben sich in das Innere des Dorfes. Es begegnete ihnen ein Trupp Kinder, denen ihr Anblick Schrecken einflößte. Die Kleinen erhoben ein Geschrei und flohen davon. Die Unglücklichen schritten weiter vorwärts und stießen bald auf eine Anzahl Männer, die sich in einem Halbzirkel auf die Erde gelagert hatten, und von denen jeder eine Perlenschnur, einem Rosenkranze ähnlich, in der Hand hielt. Sie schienen zu beten. Die Wanderer traten zu ihnen und fielen auf die Kniee, zum Zeichen, daß sie die fromme Andacht theilen wollten. Die Männer gaben ihnen zu verstehen, daß sie aufstehen und sich zu ihnen setzen möchten. Die Unglücklichen thaten, wie man ihnen geheißen. Bald darauf brachte man jedem von ihnen ein großes Stück, wahrscheinlich aus Datteln bereitetes Brod, welches man Tammer nennt, und ein hölzernes Gefäß voll Wasser; sie empfiengen beides mit dem wärmsten Danke. Nach Beendigung des Mahles gaben ihnen die Eingebornen zu verstehen, daß sie ihr Dorf verlassen möchten. Sie gehorchten ohne Anstand. Der Gedanke, doch nun einmal menschlichen Wesen begegnet zu seyn, hatte für sie viel Er-

hebendes. Zu ihrem nächsten Aufenthalte wählten sie einen nicht weit vom Dorfe entfernten, dicht belaubten Baum, zündeten Feuer an, und suchten sich in dem nicht weit entlegenen großen Fluße ein Gericht Krebse. Die Eingebornen hatten ihnen einen großen ledernen Sack geschenkt, um sich dessen als Wasserschlauch zu bedienen. Die Herbeischaffung des Wassers hatte einige Schwierigkeiten, es mußte aus einem ziemlich entfernten Brunnen geholt werden. Da das Dorf, in welchem die Verschlagenen eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten, in Mitte einer kleinen Insel lag: so mußten sie, wenn ihr Wasservorrath erschöpft war, jedesmal den Fluß durchwaten; sie beobachteten dabei die Ebbe und Fluth *), der dieser Fluß unterworfen. Sie mußten sich daher mit Tagesanbruch auf den Weg begeben, und, von dem weit entlegenen Brunnen zurückkommend, wieder bis zum Abend warten, wo das Wasser gefallen war, und die Passirung des Flußes leichter ward. Das Brunnenwasser war sehr gut, besaß jedoch die Eigenthümlichkeit, daß, wenn

---

*) Das täglich zweimal zu bestimmten Zeiten eintretende Steigen und Fallen des Meeres heißt man Ebbe und Fluth. Das Steigen ist die Fluth, das Fallen die Ebbe. Beide rühren von dem Einfluß der Sonne und des Mondes auf unserm Erdkörper her.

es über Nacht gestanden hatte, es gesalzen und ungenießbar wurde; daher war man genöthigt, jeden Morgen frisches zu holen. Die Europäer hatten sich so eingerichtet, daß sie mit dem Wasserholen abwechselten. Während der eine zum Brunnen wallfahrte, besorgte der andere daheim den kleinen Haushalt, fing Krebsen im Fluße, richtete diese zur Mahlzeit zu, und machte noch überdieß bei den Bewohnern des Dorfes die Runde, um die dürftige Tafelordnung durch ein Stück Tammer und einige Früchte zu vermehren.

Um das Betteln mit besserm Erfolge zu betreiben, hatten die Unglücklichen ein kurzes muhamedanisches Gebet in der Sprache der Eingebornen gelernt. Sie gaben sich den Anstrich, als wären sie Muselmänner und machten zu diesem Ende die religiösen Ceremonien der Eingebornen ohne Anstand mit; unsere Leser werden es den armen Europäern vergeben, daß sie sich dieses, von der Selbsterhaltung vorgeschriebenen Betruges bedienten. St. Julien und sein Freund verweilten hier drei Wochen. Die Eingebornen wurden zuletzt der fremden Gäste überdrüßig, und gaben ihnen durch Drohungen zu verstehen, daß sie das Dorf verlassen sollten. Das Land bestand aus einer Menge kleiner Inseln, die, der Küste angehörig, der Fußwanderung viel Schwierigkeiten in den Weg legten. Die Reise war mit einem beständigen

und

und sehr beschwerlichen Durchwaten der Gewässer verbunden. Nach mehreren mühevollen Tagen gelangten die Schiffbrüchigen wieder an ein Dorf, bei dessen Eintritt sie von den Einwohnern umringt wurden. Die Unglücklichen fielen auf die Kniee und sagten laut das oben erwähnte kurze mahomedanische Gebet her, das ungefähr also lautete: Ley la he liza un Mahomet-Thzar resu ralah, und frei übersetzt ungefähr so viel sagen will: „Wir verehren mit euch einen Gott und Mahomed ist sein Prophet. Man reichte den armen Verschlagenen Dammer und Wasser. Während des dürftigen Mahles sahen die Europäer zu ihrem großen Erstaunen, wie aus einer nicht entfernten Hütte ein Mann heraus trat, den sie, ob er gleich wie ein Eingeborner gekleidet war, für Herrn Kunzly, den ersten Lieutenant des gestrandeten Schiffes, erkannten. Er war es wirklich, doch wagten es die unglücklichen Pilger nicht, sich ihm sogleich zu nähern. Das Mahl war geendigt, der Lieutenant rief die Ankömmlinge bei Seite, ihnen bedeutend, daß sie ums Himmels willen nicht entdecken möchten, daß er ein Christ sey, und daß sie ihn früher schon gekannt hätten. Herr Kunzly erzählte, wie er sich für einen armen mahomedanischen Kaufmann ausgegeben, der sein Vermögen durch Schiffbruch eingebüßt habe. Er nenne sich hier Mahomed Rakudah, und wünsche nicht, daß sie sich ohne Noth ihm nähern und durch

vertrauliche Zwiesprache die Aufmerksamkeit der Eingebor- nen erregen möchten, übrigens ertheilte er ihnen die Ver- sicherung, daß hier nichts zu finden sey. Sobald sich ihm eine Gelegenheit zeigen würde, diese Gegend verlassen zu können, würde er auch für sie, als seine Unglücksgefährten getreulich sorgen. St. Julien und sein Freund waren begie- rig, von dem Schicksale nähere Kunde zu erhalten. Kunzly erzählte, wie er an jenem Abend, an dem man den ersten Berg überstiegen, und an dem St. Julien und sein Freund ins Meer herabgestürzt, zurückgeblieben sey und einen an- dern Weg aufgesucht habe, auf dem er, nach vielem hin und her Irren, nach diesem Dorfe gelangt sey, wo er ei- nem Tindal unsers Schiffes (so nennt man die Unteroffi- ziere der Loskars oder ostindischen Matrosen) angetroffen habe. Der Tindal, ein geborner Muselmann, habe auch ihn für einen Mahomedaner ausgegeben. In Bengalen geboren, der arabischen Sprache völlig mächtig, sey es ihm leicht geworden, mit den Eingebornen die besten Einverständnisse anzuknüpfen. Bei dem allen schien es jedoch nicht, als wenn Kunzly im Stande sey, auf das Schicksal seiner Un- glücksgefährten vortheilhaft einwirken zu können. Diese wur- den förmlich als Sklaven behandelt und mußten sich den beschwerlichsten Arbeiten unterziehen. Mit großen ledernen Schläuchen beladen, gebrauchte man sie als Wasserträger.

kärglich mit Jammer genährt, verpflichtete man die Armen zur Stampfung der Dattelsteine, die sie vorher mühsam zusammenlesen mußten. Der Kern der Dattel wird in diesem Lande, zerstoßen, als Futter für die Ziegen gebraucht, deren es in dieser Gegend sehr viele giebt. Hatten die Europäer nach der Meinung der Eingebornen nicht genug gearbeitet, so wurden sie von dem Oberhaupte des Dorfes geschimpft und zu Zeiten sogar körperlichen Züchtigungen unterworfen. Das mühsame Herbeischaffen der Dornen, deren man sich hier als Brennholz bediente, gehörte ebenfalls mit zu dem Berufe der bejammernswürdigen Verschlagenen.

Die Eingebornen hatten es darauf abgesehen, die Europäer zum Mahomedismus zu bekehren. St. Julien und sein Freund hingen der Christus-Religion zu treu an, als daß der Coran*) mit aller seiner irdischen Herrlichkeit, mit allen seinen sündlichen Verheißungen, die sich einst in jenem

*) Das in arabischer Sprache geschriebene Religionsbuch der Mahomedaner, worin Reden Mahomeds, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Widersprüche gegen Götzendiener und Christen, Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen in einer ungleichen aber meist prächtigen, oft schwülstigen Sprache enthalten sind.

Leben mit den üppigsten Auswüchsen zeigen sollen, für sie hätte Reiz haben können. Ernst wiesen sie die Zumuthungen der Eingebornen zurück. Auch die Drohungen, daß man ihnen die Nahrungsmittel entziehen, und ihre Arbeiten vermehren würde, waren nicht im Stande, diese ächt christlichen Gemüther einzuschüchtern. Der Schifflieutenant, der die Rolle des Mahomedaners listig fortspielte, ließ seinen unglücklichen Gefährten wissen, daß die Barbaren beschlossen hätten, den Uebertritt zur mahomedanischen Religion zu erzwingen. Die Schiffbrüchigen sollten gewaltsam der Operation des Beschneidens unterworfen werden. St. Julien und sein Gefährte beschlossen, zu entfliehen. Kunzly selbst rieth dazu und bemerkte, daß sich einige Tagreisen von hier ein anderes Dorf befände, wo man vielleicht auf eine bessere und eine mildere Begegnung rechnen dürfte.

Nach sechs Tagreisen langten unsere armen Pilger, die ein halbes Martyrerthum bestanden hatten, in dem bezeichneten Dorfe an. Der erste Empfang war sehr freundlich. Die Dorfbewohner brachten Essen und Trinken herbei, entfernten sich darauf wieder, und kehrten bald mit einem Manne zurück, in welchem St. Julien einen Unglücksgefährten erkannte. Es war ein Irländer, Namens Dunbar, und gehörte zur bengalischen Artillerie. Dunbar drückte

seinen Kameraden herzlich die Hand, und erklärte ihnen ohne weitere Umschweife: „Seht, ich bin ein Muselmann geworden, habe mich beschneiden und den Kopf rassiren lassen. Thut Ihr dasselbe, es wird Euch hier wohl gehen. Was bleibt Euch anders übrig? An die Rückkehr nach einem christlichen Lande ist jezt nicht mehr zu denken.“ — St. Julien und sein Freund waren über diese Aeußerung aufs Aeußerste empört, und sie würden unter andern Umständen ihren Unwillen kräftig geäußert haben, allein jezt durften sie es nicht wagen, mußten vielmehr sich glücklich schätzen, durch Dunbars Verwendung noch mit Speise und Trank versehen zu werden. Sie erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß zwei von ihren Kameraden, die früher hier angekommen waren, die nämlichen Zumuthungen mit gleich starkem Eifer zurückgewiesen hatten. Sie waren von hier aufgebrochen, um ihr Glück weiter zu suchen, ob man ihnen gleich ihren Untergang vorhergesagt hatte. Die Voraussagung, daß sie auf ihrer Wanderung zehn Tage lang kein Wasser finden würden, war leider in Erfüllung gegangen. Vier Tagreisen hatten jene Unglücklichen bestanden, dann waren sie von dem Tode ereilt worden. Auch erfuhren sie hier, wie der Fürst dieser Gegend Dunbar nach dem Wrack des verunglückten Schiffes gesandt, wo man noch eine bedeutende Anzahl todter Europäer gefunden, denen man jedoch

die letzte Ehre erwiesen, so wie man sich auch alles dessen versicherte hatte, was von dem gestrandeten Schiffe noch übrig gewesen.

Etwa eine Woche mochten die unglücklichen Europäer hier verbracht haben, als man sie zum neuen Aufbruch nöthigte; ohne Hoffnung, ohne Nahrung sollten sie abermals öde und wirthlose Steppen durchstreifen. Der Sultan, der hier residirte, verlangte den Uebertritt zum Coran. Drohungen der furchtbarsten Art sollten die ächt christlichen Vorsätze erschüttern. Diese braven Soldaten beschämten in der That ihre Offiziere, die sich leichtsinnig von dem Glauben ihrer Väter losrissen, und von der Noth des Augenblicks beschlichen, den Satzungen Mahomeds sich hingegeben hatten. — Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die rohere und kräftigere Natur es in der Glaubensstärke dem feinern Charakteren zuvor thut. Wer in der christlichen Martyrergeschichte nur einigermassen heimisch ist, der wird diese Bemerkung dreist unterschreiben.

Die Vertriebenen kehrten jezt nach ihrem vorigen Aufenthalte zurück. Zu ihrem großen Erstaunen hörten sie, daß Kunzly und der Tindal die Küste verlassen, und sich

auf ein englisches Schiff, welches der Armee in Aegypten Proviant zuführen sollte, gerettet hätten. Die Einwohner aber waren erbittert auf Kunzly, und klagten ihn des Betrugs und der Versündigung an ihrer Religion an. Kunzly selbst hatte die Eingebornen auf eine höchst inhumane Weise aus ihrem Irrthum geweckt und den Haß der Wilden aufgeregt. Als nämlich das Boot, das ihn und den Tindal an Bord des englischen Schiffes gebracht hatte, noch an dessen Seite lag, und der Führer desselben einer Belohnung entgegen harrte, warf Kunzly seine muselmännische Kleidung, aus einem Turban und einem um den Leib gewundenen Felle bestehend, verächtlich ins Meer, und legte einen europäischen Anzug an; dadurch ward seine Täuschung klar.

Der Wilde verließ zornig das Schiff und trug die schmachvollen Aeußerungen zu den getäuschten Muselmännern zurück. Leicht hätte der Ausbruch dieses wilden Spottes dem Schiffe gefährlich werden können. Der Haß der Eingebornen war sehr aufgereizt. Glücklicherweise erhob sich ein Landwind, und die Segel rüsteten sich zur Abfahrt.

Es war natürlich, daß Kunzly's Benehmen der freundlichen Aufnahme unserer armen Wanderer schaden mußte.

Bei dem allen aber waren diese sogenannten Barbaren doch nicht so unmenschlich, daß sie ihren Haß in Blut gekühlt hätten. Sie gaben den Europäern aber nicht die geringste Nahrung, entzogen ihnen das Wasser, und nöthigten sie, so bei dem Brunnen in der Ferne zu verharren. Abends machten die Gestrandeten Runde vor den Thüren, durchsuchten den Auswurf der Küche, und schleppten so ihr trauriges Leben hin.

Unter diesen trüben Aussichten vergingen mehrere Wochen, und noch immer zeigte sich keine Hoffnung, daß es anders werden sollte. Doch die Zeit bringt Rosen. Auch das Schrecklichste führt sie zu Ende, und wer nur zu harren versteht und das allein stärkende Vertrauen auf Gott nicht verliert, dem tritt doch zuletzt die Freude, wenn auch zuweilen mit verweinten Augen, brüstend entgegen.

Etwa zwanzig Tage nach der Wiederkehr zu diesem Dorfe zeigte sich in weiter Ferne auf dem hohen Meere ein Schiff. Es war dieß nicht das erste, was die armen Wanderer gewahrten; allein ihre häufig gegebenen Zeichen waren nicht bis dahin gedrungen, wo vergebens oft schon ihre Wünsche lauschten. Diesmal war der Zufall günstiger. Die

Strömungen trieben das Schiff der Küste zu, und man warf in der Nähe derselben die Anker aus, mithin waren die Nothzeichen der Gestrandeten nicht verloren gegangen. St. Julien und sein Unglücksgefährte sahen ein kleines Boot aussetzen und sich der Küste nähern. Beide eilten dem rettendem Fahrzeuge entgegen, wateten bis an den Hals ins Wasser, um die lang ersehnte Erlösung desto schneller zu erreichen. Das Fahrzeug war mit zwei Personen bemannt, wovon die eine ein Schiffslieutenant und die andere ein Marine=Offizier war. Das Aeußere unserer lange Herumgeirrten war schrecklich. Der Sonnenbrand und die ausgestandene Noth hatten die Charakterzeichen des europäischen Himmels beinahe ganz verwischt. In einem gebrochenen Englischen theilten St. Julien und sein Kamerad ihre schaudervollen Abentheuer mit; selbst der Kapitän des Schiffes konnte sich nicht recht in sie finden; allein nachdem er die Klänge der deutschen Zunge von ihnen gehört, verschwand jeder zweideutige Gedanke und seine innige Theilnahme trat jezt hervor. Er ließ die bisher beinahe völlig Nacktgegangenen kleiden, und Branntwein, Pöckelfleisch und Schiffzwieback gewährten noch langer Entbehrung eine herrliche Mahlzeit. Es war für den Kapitän und seine Schiffmannschaft eine seltene Erscheinung, diese Heißhungrigen schmausen zu sehen. Das rettende Schiff war eine zweimastige englische

Brigantine *), vom Kapitän Cummin befehligt, gehörig zu der englischen Flotte im rothen Meere, zur Kreuzung an der abyssinischen Küste abgetheilt.

Am andern Morgen versammelte der Kapitän bei Tagesanbruch sein Schiffsvolk, und erklärte ihm, daß man Mangel an Wasser leide, daher man diesen Mangel an der Küste ergänzen müsse. Er verlangte Freiwillige, und es boten sich deren mehr an, als er bedurfte. Es wurde ein Boot ausgesetzt, das mit einem Lieutenant, einem Marine-Offizier, einem Kanonier und sieben Matrosen bemannt war. St. Julien und sein Freund erhielten die Weisung, mit ans Land zu gehen. Sie mißriethen beide eine Landung an dieser Küste, die, von Mördern und Räubern bewohnt, die größten Gefahren darbot, um so mehr, da die Wilden, wenn sie St. Julien und seinen Freund erblicken würden, nicht anders glauben möchten, als daß es darauf abgesehen sey, die diesen zugefügten Mißhandlungen zu rächen. Der Kapitän wies diese Warnung kalt zurück und erklärte, daß

---

*) Ein Schiff mit Niederbord, welches von jeder Seite 12 — 15 Ruder hat, dabei auch Segel führen und bis 100 Mann fassen kann. Die Ruderer müßen zugleich Soldatendienste thun.

er den Angriff der Eingebornen nicht fürchte; es wurde für die Bewaffnung des Bootes gesorgt, und für den Nothfall auch das große Boot mit zwei dreipfündigen Kanonen ausgerüstet und bemannt. Die Schaluppe fuhr voraus, ein kleines Boot, auf dem sich der Lieutenant mit St. Julien befand, folgte. Das Schiff selbst lag etwa drei englische Meilen von der Küste entfernt. Wie das große Boot sich dem Strande bis auf etwa hundert Klafter näherte, so kamen die Eingebornen in Massa angeströmt, um sich der Landung zu wiedersetzen. Die Bemannung des großen Bootes gab mit den beiden Kanonen und den übrigen Feuergewehren eine Salve unter die wilde Landwehr, die nicht ohne Wirkung war, aber leider kehrte der Endeffekt derselben gegen die Europäer zurück. Die Wilden ließen sich durch die Schüsse nicht erschrecken. Anstatt die Flucht zu ergreifen, wie man anfangs geglaubt hatte, stürzten sie heran, drangen in das Wasser, griffen das eine Boot mit unglaublicher Heftigkeit an, warfen es um, und hieben alles nieder, was ihnen in die Hände kam; wer sich von den Europäern ans Land rettete, fiel dort gleichfalls einem blutigen Schicksal in den Arm. Wie der Lieutenant in dem Boote, worin sich St. Julien befand, den Untergang seiner Leute sah, lenkte er um, um sich zur Flucht zu bereiten; allein beinahe wäre es zu spät gewesen; denn zwei schwarze teuflische Gestalten

waren schon darauf bedacht, auch diesem Boote den Rückzug abzuschneiden. Einer dieser Barbaren führte mit seinem großen Messer einen so furchtbaren Hieb nach dem Lieutenant, daß er unfehlbar dessen Kopf gespalten hätte, wenn nicht durch einen dichten, starken Filzhut die Kraft des Hiebes geschwächt worden wäre. So kam er mit einer leichten Kopfwunde davon. Der andere Barbar warf mit einer an einem Riemen befestigten Lanze ebenfalls nach ihm; auch dieser Wurf verfehlte seinen Zweck nicht ganz, er traf den Offizier in den Schenkel, schlug indessen seinen Muth und seine Geistesgegenwart nicht nieder. Der Verwundete ermahnte seine Gefährten, alle Kräfte aufzubieten, um das Boot vom Lande zu bringen. Die kleine Bemannung des Fahrzeuges that, was an ihr war. Der Offizier vertheidigte sich mit einem langen Bootshacken. Endlich erreichte man tiefes Wasser. Jezt hatte man von den Barbaren nichts mehr zu fürchten. Der Kapitän, der mit seinem Fernglas diesem unglückseligen Kampfe zugesehen hatte, war untröstlich über den Verlust seiner Leute. St. Julien vermißte ebenfalls schmerzlich seinen treuen Gefährten, der in diesem unglücklichen Kampfe seinen Untergang gefunden hatte. Es war auch in der That ein bitteres Gefühl, einen Kameraden, der so redlich ausgehalten, der unter allen Gefahren Muth und Anhänglichkeit bewiesen,

in dem Augenblicke der Erlösung für immer aufgeben zu müssen.

Wenn das Glück oft trennend zwischen Freunde tritt, so kettet das Unglück die Herzen fester und fester zusammen, und schürt die Flamme des Hochsinnes, der sich in Aufopferungen gefällt, bis zur heiligen Höhe auf, in der die Freundschaft oft ihr frommes Martyrerthum feiert. Der Kapitän that nun alles, um St. Julien zu trösten, gab ihm die Versicherung, daß er in Mocha ans Land gesetzt, daß er dort verpflegt werden, und Gelegenheit erhalten solle, mit dem ersten englischen Schiffe nach Indien zurückzukehren.

Diese traurige Begebenheit fiel auf den 21. Dezember. Am 25. Morgens wurden die Anker gelichtet. Der Kapitän wollte die Wilden wegen der begangenen Grausamkeit bestraft wissen. Er ließ alle Kanonen laden, das Schiff näher ans Land führen und selbige auf das Dorf richten. Rächend schlugen die Kugeln in die Hütten der Wilden, und das Feuer ging von allen Seiten auf. Die Eingebornen retteten sich hinter einem dem Dorfe nahe gelegenen Hügel, dort waren sie gegen die Schiffs-Artillerie

gedeckt. Zu einer Landung war die Schiffsmannschaft nicht stark genug.

St. Julien sah endlich die ungastliche Küste hinter sich. Die trüben Erinnerungen gingen jedoch noch nicht unter. Der Verlust des Freundes schlug düster in die etwas heitere Gegenwart, auch der Kapitän empfand im Stillen, was es heiße, wenn man einwillig, nur der eigenen Meinung folgend, Opfer fordert, die, nutzlos gefallen, den Leichtsinn mahnend noch aus dem Grabe verklagen.

In Mocha angekommen, ging St. Julien mit dem Kapitän ans Land. Man führte ihn zu einem englischen Ingenieur-Hauptmann, Namens La Vetterie, der an dem abentheuerlichen und traurigen Zuge des Geretteten den innigsten Antheil nahm. St. Juliens Gesundheit hatte gelitten. Man vertraute ihn der Pflege eines englischen Arztes, der ihn in Kurzem wieder herstellte. Der Genesene kehrte zu seinem Wohlthäter La Vetterie zurück, er fand die mitleidigste Behandlung, erhielt Kleider und einiges Geld, dann bald das Anerbieten, in die Dienste des Kapitäns zu treten, so auch zugegeben wurde. St. Julien mußte, trotz der freundlichen Behandlung, die er in dem Hause des Haupt-

manns empfunden, diesen Vorschlag ablehnen. Die Sehnsucht nach seinem Regimente überwog jede andere Rücksicht. Für den lang gedienten Krieger bildet das Regiment ein halbes Vaterland, eine lange Trennung von demselben erzeugt ein Heimweh, das wahrlich nicht in der Schweiz allein zu Hause ist. Empfindungen dieser Art regen sich selbst in der Brust des grauen Kriegers.

St Julien konnte sich nur kurze Zeit der freundlichen Aufnahme in La Vetterie's Hause freuen. Die Ankunft einer englischen Fregatte *), unter dem Commando des Kapitäns Gartener, hatte von den wunderbaren Abentheuern St. Juliens gehört, und verlangte, so theilnehmend er auch diesen Begebenheiten zugehört hatte, die Rückkehr des Geretteten in die königlichen Dienste. Die Verwendungen des Kapitäns La Vettrie blieben fruchtlos. St. Julien mußte sich aufs Schiff begeben. Gartener hatte ihm versprochen, Gelegenheit zu verschaffen, nach Madras zu kommen. Die Aussicht nach Indien zurückzukehren, wurde leider weit hinaus verdrängt. Von Mocha ging die Fregatte nach Jedda, von da nach Cosseir, und von da nach Suez. Hier schloß ein furchtbarer Sturm vorläufig die Reise.

---

*) Ein Kriegsschiff, welches 20 — 40 Kanonen führt.

Da der Ueberrest dieses Tagebuches den übrigen Skizzenblättern an abentheuerlichen Ereignissen nachsteht, da er sich in die Gewöhnlichkeit verliert, so schließen wir hier diese Handzeichnungen und wünschen, daß ihnen die Leser dieser Blätter dasjenige Interesse abgewinnen mögen, welches das fühlende Herz so gern der leidenden Menschheit, zumal wenn sie die Schranken der Außerordentlichkeit betritt, zuzuwenden pflegt. Da St. Julius seinen Aufenthalt in Mocha zur Niederschreibung seiner wunderbaren Begebenheiten theilweise verwenden konnte, da ihm hier noch alles in frischem Andenken schwebte, so hat diese Geschichte diejenige Treue, die allein im Stande ist, ein dauerndes Interesse zu begründen.

Die Macht der kindlichen Liebe.

Eine Erzählung.

Selige Empfindung, die du uns schon als Säuglinge inniger an der Mutter Busen drückst, die du uns die ersten Worte, Vater, Mutter, lallen lehrst, die du, mit uns aufwachsend, immer nur schöne Blühten treibst, die du nur empfängst und doch so froh bist in dem Gefühl, nie wieder vergelten zu können, die du dich um jede schöne Seele schlingst, und ungesucht ihr entgegen kommst. Kindesliebe, du bist gewaltiger, als jedes Gefühl, das in einer Brust lebt; denn von dir gehen sie alle aus, du nur bist die erste, die uns beim Eintritt in das Leben erwartet, und unter deinem milden Einfluße nur entsproßt die Freundschaft und die Liebe. Wenn Zeit und Verhältnisse jedes zartere Gefühl in uns unterdrücken können, wenn deine Stimme, Freundschaft, uns nicht mehr hörbar ist, wenn dem Lächeln oder den Thränen der Liebe sich unser Auge verschließt und

kein Strahl in das öde Dunkel unseres Herzens dringen kann; dann nur, wenn die Hand der Eltern es berührt, dann nur thut es sich dem Lichte der Empfindung wieder auf, dann nur, wenn der Ton der Vater-Stimme erschallt, vernimmt es die Warnung, dann nur öffnet sich das Auge bei den Zähren der Mutter; denn keine Liebe ist uns angeboren, als diese, und der Geist, der in jeder Nerve seinen Ursprung aus dieser Liebe nahm, kann ihn bloß dann vergessen, wenn er selbst vernichtet ist.

Noch ein Jüngling war Cajus Marcius, der Römmer, aber von edlem Geblüte, da erfocht er sich einen Beinamen. Nur seiner Tapferkeit, nur seinem raschen Entschluße dankten die Römer die Eroberung von Corioli *) und zugleich die Niederlage der Volsker. **) Das Vaterland war dank-

*) Die Hauptstadt der Volsker.

**) Die Volsker waren ein Volk, das vor der Erbauung Roms im ehemaligen Latium — jezt Campagna di Roma — wohnte, und eine republikanische Verfaßung hatte. Die Volsker führten fast ununterbrochen Kriege mit den Römern, daher sie auch von Livius, dem berühmten Verfasser der römischen Geschichte (geb. vor Chr. Geb. 59, gest. nach Chr. Geb. 16) die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Nachdem sie über die Römer

bar. Was konnte den kühnen Jüngling mehr ehren, als die Benennung Cariolanus. So lange seine Familie blühte, erinnerte sie an die Größe ihres Ahnherrn, und sein Name war die Erzählung seiner That selbst. Aber Stolz war die Triebfeder seiner Handlungen nicht, das Wohl des Vaterlandes, nur das Ansehen der Patrizier *), zu denen er selbst gehörte, wollte er erhöhen.

Erst kurz vorher hatte das Volk den Triumph über die Patrizier davon getragen, sich obrigkeitliche Personen aus seiner eignen Mitte wählen zu dürfen. Nur durch die Schrecken einer völligen Staatszerrüttung gezwungen, hatten die Patrizier damals nachgegeben, und dem Volke seine Tribunen **) zugestanden; aber noch kochte in ihren Herzen Haß

öfters bedeutende Siege erfochten, aber auch nach und nach einen Theil ihres Landes verloren hatten, wurden sie endlich, wie die andern Völker Latiums, von den Römern besiegt, und verschwanden aus der Geschichte.

*) Durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden, hießen in dem alten Rom die Patrizier.

**) Mit diesem Worte war bei den Römern im Allgemeinen eine öffentliche Person, ein Vorsteher bezeichnet. Es gab Kriegstribunen, Tribunen des öffentlichen Scha=

und Zorn, und viele warteten nur auf die erste günstige Gelegenheit, dem Volke eine Gewalt wieder zu entreissen, die ihnen selbst zu verderblich zu werden drohte. Jezt schien ihnen diese Gelegenheit gekommen zu seyn.

Ueber dem Streben, auch nur den kleinsten Antheil an der Staatsgewalt zu haben, hatte das Volk seine Aecker verlassen, sich zusammengerottet, und war erst spät zu beruhigen gewesen. Aber die Zeit der Bestellung der Felder war schon vorbei gewesen, war verstrichen, nicht unter der Arbeit ihrer Hände, sondern unter ihren Berathschlagungen. Bald empfand dieß der Staat. Eine schreckliche Hungers=

---

zes, und Volkstribunen, welche vorzüglich merkwürdig und wichtig waren. Sie wurden, wie die Rechte der Plebejer — jener Volksklasse, welche nicht zu den Senatoren und Rittern gehörte — und des gemeinen Volkes gegen der Anmaßungen der Patrizier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt und zwar nicht eigentlich in die Reihe der obrigkeitlichen Personen gehörten, aber oft eine sehr bedeutende Rolle spielten, und nicht selten einen großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. In den neueren Zeiten verbindet man mit dem Worte Plebejer den Begriff der Gemeinheit und Niedrigkeit.

noth entstand im ganzen Lande, und nur die Sorgfalt der Consuln *), die überall Getreide aufkauften, um die Römer damit zu versorgen, rettete sie vom Untergange.

Da traten die eifrigen Patrizier auf, unter ihnen Marcius Cariolanus, die Tribunen wieder zu stürzen. „Wollen sie wie ehemals Getreide haben, rief Cariolan: so mögen sie auch den Patriziern die Rechte von ehemals wieder zugestehen. Haben wir den Tarquin vertrieben, um uns von Volksaufwieglern beherrschen zu lassen? Laßt doch jezt einmal das Volk sich zusammenrotten, laßt es einmal von dem Getreide, das es durch seine blinde Wuth sich erbaut hat, leben! Ha! die Noth hat sie klug gemacht; thut ihnen nun, was ihr wollt, sie werden wohl eher ihre Felder ruhig fortbauen, als daß sie noch einmal zu den Waffen greifen, und nachher wieder hungern!“

*) Das war der Titel des höchsten Staatsbeamten in der alten römischen, auch in der ehemaligen französischen Republik. Noch heut zu Tage gibt es Consuln. Diese sind Beamte in den neuen europäischen Staaten, deren Bestimmung ist, Schutz und Beistand der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu seyn, auf Beobachtung der Handelsverträge zu sehen, und über den Zustand und das Interesse des Handels ihres Fürsten an dem Orte ihres Consulats Nachricht an ihren Hof zu geben.

Bald war diese Rede bekannt, Coriolans Stolz war es schon, und das Volk hätte beinahe schon jezt wieder zu den Waffen gegriffen. Hungern sollten die Römer, wenn dem ungezähmten Stolze Coriolans nicht Genüge geleistet würde, vom Munde weg wollte man ihnen ihren Unterhalt reissen, wie Feinde sie behandeln, und das alles eines Mannes wegen, der nur in ihrer Demüthigung oder ihrem Tode Ruhe finden konnte.

Als Coriolan aus dem Senate *) ging, hätte das Volk schon beinahe ihn angegriffen; aber zum Glück stillten die Tribunen den Aufruhr, und forderten ihn auf einen bestimmten Tag zum Gericht. Coriolan achtete es kaum; so weit, glaubte er, könne die Macht der Tribunen nicht gehen; und noch verließ er sich auf den patrizischen Senat selbst, dessen Rechte er doch eigentlich nur vertheidigt zu haben glaubte. Aber hätte ihn der Senat mit Gewalt geschützt, so mußte

*) Der römische Senat, welcher, seinen Wesen nach eine die Einheit zwischen Volk und Staat vermittelnde, in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit selbstständige oberste Behörde war, leitete alle Staats-Verwaltungssachen, die Wahl der Staatsbeamten, die Gesetzgebung und die Frage über Krieg und Frieden. Auch führte er die Aufsicht über das Staatsvermögen.

er die ganze Rache des aufgebrachten Volkes fürchten; nur dadurch, daß sie ihre Anhänger unter dem Volke nach und nach von den Versammlungen und Berathschlagungen desselben abzuziehen versuchten, wollten sie die Sache in Güte beilegen, ja, sie beschworen sogar alle einmüthig das Volk, ihn als einen Verbrecher zu begnadigen, wenn sie einen Unschuldigen nicht freisprechen wollten; allein alles vergebens. Und als er endlich am Tage des Gerichts nicht einmal erschien, wuchs der Zorn des Volkes zu seiner größten Höhe, und er ward ohne Schonung verurtheilt.

Gedehmüthigter Stolz und gekränkter Ehrgeiz lösen alle Bande, die uns sonst mit unzerstörbarer Festigkeit binden. Seine Gefühle sind betäubend, so wie seine Pläne es sind, und schon jene Leidenschaft selbst verträgt sich mit dem häuslichen Kreise nicht; ihre Arme strecken sich weit über denselben hinaus und in der Umarmung eines Zieles, das wir mit ihm allemal nur in der Ferne suchen können, erdrücken wir das, was näher an unserer Brust liegt — unser häusliches Glück.

So Coriolan. Eine edle Gattin hatte das Schicksal mit ihm verbunden, zwei Knaben hatte sie ihm vor Kurzem geschenkt, und wie zwei Liebesgötter lagen sie an dem Busen der Mutter, als Coriolan noch einmal von ihnen Abschied nehmen wollte, um dann zu fliehen. Sie schliefen alle drei

sanft. Aber die Gruppe erweichte ihn nicht, er sah in seinen Knaben nur das Spiel des Volkes, das er zu unterdrücken nicht vermocht hatte, und er schämte sich Vater zu seyn. „Gibt es noch eine edle Römerin, rief er, als er seiner Gattin noch einmal in das schöne Angesicht blickte, und wird nicht bald die Frau des Lastträgers so hoch oben stehen, wie Coriolans Gemahlin? Ich bin nicht mehr Vater, nicht mehr Gatte; denn die Würde ist vernichtet, durch die ich allein eurer würdig seyn konnte. Ihr sollt nicht mehr die Schande haben, eines Exilirten *) Auge zu sehen!" Und so stürzte er fort zu seiner Mutter Veturia; ihren Segen wollte er noch erflehen; denn nur sie glaubte er, könne ihn begreifen und ihn segnen. Aber eine Ohnmacht hielt sie bewußtlos an ihr Lager gefesselt: Roms und sein Schicksal riß ihn fort, und verstattete nicht, daß die Mutter vielleicht seinen Grimm erweicht hätte.

„Rom ist mein Feind, seine Bewohner haben mich geächtet, verbannt, und selbst die, für deren Ansehen ich stritt, fielen von mir ab, sprach Coriolan, als er zum letztenmal

*) Exiliren nennt man jene Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz oder auch das Land zu verlassen, wo er sich bis dahin aufgehalten hat. Bei den Römern wurden oft bedeutende Männer blos um des Verdachtswillen, daß sie der republikanischen Freiheit gefährlich werden könnten, exilirt.

auf seine Vaterstadt zurück sah, Wohl! so sind Roms Feinde meine Bundesgenossen. Zu den Volskern also! Coriolans Hand, die sie einst schlug, legt sich nun zum Bündniß in die ihrige; aber sie soll nun ein übermüthiges Volk treffen, einen schwachen Senat, der um eine Gunst bettelt, wo er das Schwerdt ziehen sollte. Der Hauch, der sie nicht zu beleben vermochte, soll als Gewitterwolke über sie herziehen und die Stadt zertrümmern, wo Sclaven nur herrschen und der hohe Sinn der Ahnen als ein unnützes Gut weggeworfen wird!"

Mit offnen Armen nahmen die Volsker den Mann auf, dessen hohe Tapferkeit sie vorher selbst so schwer erprobt hatten. Bei ihren Schmähungen gegen Rom wuchs sein Haß noch höher auf, und je mehr er drohte oder sein Vaterland anklagte, desto willkommner war er den Volskern.

Attius Tullus war damals ihr König. Wie konnte er Rom verzeihen, daß es ihn geschlagen, daß es sogar durch diese schreckliche Niederlage die Hoffnung, sich zu rächen, auf lange Zeit vernichtet hatte? Jezt kam der Mann selbst zu ihm, der Roms Herrschern den Weg zum Verderben der Seinigen gezeigt hatte; er kam, ausgestoßen von seinem Vaterlande, er kam, um einen Zufluchtsort in den Armen des größten Feindes von Rom zu suchen. Welcher Triumph für ihn, welche neue Hoffnung, nun einmal den Staat zu demüthigen, dem er immer noch untergelegen hatte. Gleicher Haß

gegen Rom, Hoffnung der Rache kettete Coriolan und den König aneinander, und wechselseitig fachte sich die Flamme der Wuth noch stärker an. Coriolans noch frisch entzündeter Zorn gab dem lang verjährten Haße des Königs neue Leidenschaft, und dieser jenem die eigene Dauer. So standen die beiden Feinde nun als Bundesgenossen zusammen, und erwarteten nur den ersten günstigen Augenblick, einen neuen Brand der Wuth gegen Rom in das Gemüth der Volsker, die Krieg und Pest erschöpft hatte, zu werfen, und dann unwiderstehlich, wie der Tag der Rache, auf Rom loszustürzen.

Ueberdieß machte man in Rom Anstalt, gewisse feierliche Spiele, welche nach einer alten Einrichtung gerade in dieser Zeit fielen, so festlich als möglich zu begehen. Neugierde und die geheimen Triebfedern, die Attius Tullus spielen ließ, trieben eine Menge Volsker nach Rom. Von daher nahm der König die erste Gelegenheit, seinen Plan endlich zur Reife zu bringen. Unter dem Scheine edler Besorgniß machte er den Senat auf die Gefahr aufmerksam, in welche eine so große Menge Fremde aus einem Volke, mit dem sie noch kurz vorher in Feindschaft gelebt hätten, den Staat stürzen könne; wie ein kleiner Funke den alten Haß neu zu entzünden vermöge; wie das Beispiel mit den Sabinern *) ihnen

*) Romulus, der Gründer und Stifter Roms und dessen erster König, entschloß sich, um seine Stadt zu bevölkern,

schon gelernt habe, was für einer Besorgniß sie sich auszusetzen hätten; was ein feindseliger Haufe thun könne, während die ganze Stadt ihre Aufmerksamkeit allein auf die Spiele richte; er selbst möge sich weder verantwortlich machen, noch verantwortlich werden, und wollte so fort in sein Land zurückkehren. Der Senat sah die Schlinge nicht, die Tullus ihm legte. Für gegründete Besorgniß, für eine versteckte Anzeige hielt er die Reden des Königs, und noch desselben Tages verkündigten die Herolde den Volskern, die sich in der Stadt

---

da es in Rom an Frauen mangelte, zu einem Gewaltstreich. Er veranstaltete ein großes feierliches Volksfest, und lud dazu die Sabiner, ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, in den Bergen seines Landes von der Viehzucht lebte und den Ruhm der Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten genoß, mit ihren Frauen und Töchtern zu diesem Feste ein. Die gutmüthigen, vertrauungsvollen Leute kamen ohne Waffen, ohne Ahnung einer Gefahr; aber mitten im Feste wurden sie überfallen, und ihnen Frauen und Töchtern entrissen. Jeder Römer eilte sich mit einer Hausgenossin zu versehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Kriege zwischen beiden Völkerschaften, doch das Flehen der sanften Frauen und Mädchen, die sich zwischen die streitenden Partheien warfen, stifteten endlich Friede, und Rom gewann durch die Vereinigung mit den Sabinern bedeutenden Zuwachs.

aufhielten, daß sie auf Befehl des Senats diese noch vor Nachts verlassen sollten.

Bald schwand die ängstliche Unruhe, in welche die Volsker dieser Befehl setzte, und eine ernstere Ueberlegung auf der Rückreise in die Heimath brachte die Volsker dahin, wohin sie der König haben wollte. Für eine unauslöschliche Schande hielten sie diese Zurückweisung. „Wir sind fortgejagt worden, riefen sie, wie unreine Thiere, unwürdig einer Verbindung mit Göttern und Menschen. Als ob wir mit unserer Gegenwart ihre Opfer beflecken würden, als ob wir sie entweihen würden, die feierlichen Spiele; als ein weggeworfenes Volk haben sie uns vertrieben, die Uebermüthigen!“ Zorn und Unmuth entbrannte in den Herzen der Volsker, als sie so dicht gedrängt (denn jeder wollte gegen einen andern seinem unruhigen Herzen Luft machen) heim zogen. Aber als ihnen der König vor die Thore der Stadt entgegen ging, als er die rasch Daherziehenden fragte, warum sie so bald zurückkehrten, als sie nun ihre eigne Beschimpfung ausführlich erzählen mußten, und jeder noch einmal recht Zeit gewann, durch sie seinen Zorn zu nähren, ehe die Zeit ihn gedämpft hätte; als der König selbst sie auf die Schande, die ihnen dadurch nicht nur in den Augen der Römer, sondern aller in Rom anwesender Nationen zugefügt worden sey, auf-

merksam machte; als er ihnen vorhielt, daß dieß nicht ein Abzug, daß es eine schimpfliche Flucht sey,— da entbrannte die Rache höher in Aller Herzen, da verbreitete sich dieß Gefühl durch das ganze Land, ein jeder trug mit schneidenden Worten den glühenden Funken in seine Wohnung und warf ihn in das Haus des Nachbars. Bald loderte die verderbende Flamme empor, die ganze Masse der Volsker trat auf und verlangte Krieg gegen Rom.

Coriolan war die Seele der Heeresmacht der Volsker. Nur an einem solchen Feldherrn hatte es ihnen gefehlt, um den Römern unbesiegbar zu werden; denn Muth und Tapferkeit glühte längst schon in ihrer Brust.

„Es ist mein Vaterland nicht mehr; denn es hat mich ausgestossen, und hat es selbst nicht mehr seyn wollen," sprach Coriolan, und Circaji, die nächste römische Colonie, war erobert. Unaufhaltsam brach der Strom seiner Volsker nun weiter in das römische Gebiet, seine Wogen umschlangen die Städte und entrissen sie den Römern; auch Corioli eroberte der Heldenmuth wieder, der sie einst den Volskern entrissen hatte. Immer näher der Hauptstadt der Römer selbst drang das Heer unter Coriolan und ließ nichts, als besiegte Städte und Völker hinter sich. Endlich schlug es nur 5000 Schritt vor Rom ein Lager.

Da lag sie nun wieder vor Coriolans Blicken die stolze Stadt, die er unlängst als ein Verwiesener, als ein Flüchtling verlassen hatte, und die Stimme der Rache über die erlittene Schmach unterdrückte die sanftern Regungen der Vaterlandsliebe, die doch bei diesem Anblicke in der Brust des Römers aufsteigen wollten. Nur als Sieger wollte er wieder durch ihre Thore schreiten, nur als Rächer vor jene Tribunen treten, die ihm so verhaßt waren, vor jene Senatoren, die ihn verließen. „Nur dann erst Mutter! sagte er, und streckte seine Arme gegen Rom, will ich wieder zu deinen Füßen sinken, wenn ich wieder Dein Stolz seyn kann, wenn das edle Blut, das in mir wallt, nicht für den Pöbel mehr fließt; nur dann will ich meine Gattin umarmen, und meine Knaben sollen mir wieder Vater entgegenrufen. Aber erst sollen diese Hügel von meinem Siegesgeschrei wiederhallen, erst muß die Tiber *) das Blut der Sclaven und

*) Die Tiber ist ein Fluß in Italien, der im apeninischen Gebirge entspringt, mehrere kleine Flüße, als die Ciana, Puglia, Nera, Teverana rc. aufnimmt, durch Rom fließt, und sich unterhalb dieser Stadt bei Ostia in das toscanische Meer ergießt. Seinen Ruhm hat er den römischen Dichtern zu danken, denn an und für sich ist er sehr mittelmäßig, immer schlammicht, und die Fische darin sind ungesund, und von schlechtem Geschmack, auch ist er nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Feigen trinken, erst muß das Volk sich beugen; dann will ich es würdigen, meinen Fuß auf seinen Nacken zu setzen."

Von seinem Lager aus ging Verwüstung bis an die Gränzen der Stadt. Es schien, als wollte er die Römer ihr schreckliches Schicksal lang schon im Voraus empfinden lassen; denn nichts konnte ihm wiederstehen, und nur ohnmächtig würde die Gegenwehr bei einem Angriffe auf die Stadt selbst gewesen seyn.

Triumphirend sah Coriolan ihre Demüthigung, als die Römer ihm Gesandte schickten, um wegen des Friedens mit ihm zu unterhandeln. Dasselbe Volk, das ihn erst verurtheilt hatte, flehte um Gnade. Aber stolz war seine Antwort und hart, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, kehrten die Gesandten wieder zurück. Als das beängstete Rom neue Abgesandten schickte, wurden diese nicht einmal ins Lager gelassen. Selbst die Priester zogen in ihrem Ornat ins Lager des Coriolans und flehten um Frieden, aber vergebens, nicht Vaterlandsliebe noch Religion konnten das entflammte Gemüth beruhigen.

Furcht und Angst verbreiteten sich in Rom. Selbst ihre Demüthigung hatte sie nicht retten können, selbst der Friede, den sie dem Geächteten zuerst angeboten, mit einer nie erhörten Unterwerfung anbieten lassen, war vergebens erfleht. Aber dießmal legte das Schicksal die Rettung eines Staats

in die Hände einer Mutter, und was die Vaterlandsliebe nicht bewirken konnte, sollte die Kindesliebe thun.

Roms edle Mütter, (ach! jede hatte schon einen Sohn zu beweinen, der in diesem blutigen Kriege geblieben war, oder ward von qualvoller Sorge beängstigt, bald auch ihren Einzigen beweinen zu müssen) diese großen Römerinnen, die wohl wußten, was ein Mutterherz gegen den Sohn fühle, und daß der Sohn die Brust, die ihn saugte, nicht der Schmerz um ihn durchbohren lassen könne; gingen zu Veturien, Coriolans Mutter. Auch Veturiens Brust war zerrissen. Ihr Sohn war der Feind ihres Vaterlandes. Eins mußte sie hassen, und für welches sollte die stolze Römerin entscheiden? Wenn der allgemeine Jammer sie mit Wuth gegen seinen Urheber erfüllte, wenn sie bei den Verwünschungen des Volkes nur die Demüthigung des Vaterlandes fühlte, und in ihrem Sohne nur einen Verbrecher sah, so drängte sich die ganze Mutterempfindung in manche einsame Stunde zusammen, und mit Händeringen gestand sie sich, daß sie einen Sohn habe, den sie noch liebe. Aber als die römischen Frauen sie zur Retterin des Vaterlandes aufforderten, als sie sie beschworen, den letzten Versuch zu machen, ob Coriolans Herz jedes schöne Gefühl abgelegt habe, als sie sich auf einen Standpunkt gestellt sah, zu welchem ganz Rom mit banger Erwartung hinan sah, da war sie entschlossen, da war sie nur Römerin. Mit stürmischen

mischem Feuer riß sie Coriolans Gattin und seine beiden Kleinen zu sich; sie sollten sein Herz erweichen, wenn sie es erschütterte; nicht bewegt werden von ihr sollte Coriolan, er sollte der Mutter gehorchen.

Ein langer Zug von edlen Weibern, so hatte Rom ihn noch nicht aus seinen Mauern ziehen sehen, zog zu Coriolans Lager. Schon in der Entfernung ward er bemerkt und dem Coriolan verkündigt. „Ich streite nicht mit Weibern und nur kämpfend will ich mit Rom sprechen," war Coriolan's Antwort. Aber als der Zug näher gekommen war, als einer unter Coriolans Gefolge dessen Mutter erkannte, als er ihm verkündigte, daß Veturia, daß seine Gattin, seine Kinder sich an der Spitze des Zuges befänden, da ergriff ihn eine plötzliche Bewegung. Bestürzung fesselte ihn einen Augenblick, Gefühle, die er bisher mit Gewalt unterdrückt hatte, erwachten in seinem Innern. Die Gestalten derer, die ihn allein noch mit Rom zusammenbanden, mit Rom, das er vernichten wollte, traten ihm jezt so nahe; was er in der Entfernung übersehen zu können glaubte, Liebe, Gehorsam, stellte sich vor ihm hin, vor seine Augen, vor sein Herz, und jeder andre Anblick verlor sich; sie, seine Mutter, seine verehrte Mutter, die er knieend um ihren Segen gebeten hatte, kam jezt selbst zu ihm, flehend, ihn, ihren Sohn nennend, sie, die ihm das Leben gegeben hatte, um

ihr Leben flehend. Da sprang er auf, ihnen entgegen zu gehen, sie in seine Arme zu schließen, in seiner Mutter Umarmung sich zu werfen. Schon war er ihnen nahe, schon sah er selbst die flehende Gebärde seiner Mutter; die Thränen, mit denen sie den Hauptmann seiner Leibwache bat, sie vor ihren Sohn zu lassen; schon streckte er die Arme aus, um sie an sein kindliches Herz zu drücken, da verschwand die Mine der Bittenden von Veturiens Gesicht, mit finsterm Ernste blickte sie den Sohn an, mit Bitterkeit stieß sie den Arm zurück, der sie umfassen wollte, der Stolz der Römerin trat auf ihre Stirn, das Feuer der beleidigten Mutterzärtlichkeit in ihre Augen, und mit dem Tone des Vorwurfs redete sie ihn an: „Halt ein mit deiner Umarmung! Weiß ich denn, ob ich zu meinem Sohne, oder zu meinem Feinde komme? ob ich hier Mutter, oder ob ich eine Gefangene bin? Darum habe ich so lange also gelebt, darum mußten also mit Kummer und Schmerz diese Haare weiß werden, daß ich meinen Sohn als Verbannten, und dann als Feind seines eignen Vaterlandes sehe?! Und du konntest das Land verwüsten, das dich gebar, diese Erde mit dem Blute derer tränken, die du einst deine Mitbürger nanntest!? Schaudertest du nicht, als du den Boden betratest, der dein Vaterland war? Bebtest du nicht, als du die Stadt vor dir sahst, die dich einst mit Ehren überhäufte? Dachtest du nicht

daran: in diesen Mauern ist mein Haus, in ihrem Kreise meine Götter, Mutter, Weib und Kinder? Deine Mutter? Ha! wenn sie dich nicht geboren hätte, würde Rom jezt nicht belagert; hätte sie keinen Sohn gehabt, so wäre sie frei im freien Vaterlande gestorben. Aber nein! ist auch der Sohn einer Römerin ein Verbrecher gegen sein Vaterland; sie weiß nicht, wie man Schande erträgt; für sie gibt es keine Sklaverei, sie fällt oder steht mit Rom, und ihr Sohn soll seinen Triumph nicht mit ihren Ketten krönen. Da, sieh auf deine Kinder, auf dein Weib; sie dürfen dich umarmen, sie dürfen leben, denn sie sind schuldlos an deinem Leben. Aber nicht so deine Mutter, die dir das Leben gab, auch gegen sie ruft das Vaterland um Rache. Ich habe keinen Sohn mehr; aber ich muß das vergessen, daß ich einen hatte, mit meinem Blute muß ich das Wehe abwaschen, dich geboren zu haben!"

Ohne Thränen, in der Größe der beleidigten Mutter stand Veturia da, als sie endete. Volumnia und ihre Kleinen umschlangen Coriolans Kniee, ihre Zähren rannen zur Erde, ihr Flehen drang in die Wolken; aber nicht in Coriolans Herz, denn er hörte sie nicht. Mit fürchterlicher Kraft hatten Veturiens Worte ihn ergriffen. Nicht mehr Sohn sollte er seyn, das Weib, das ihn mit der höchsten Zärtlichkeit vom Säugling zum Knaben, vom Knaben zum Mann gebildet hatte, sagte sich nun von ihm

los! Ueber ihre grauen Haare hatte er Jammer und Elend gebracht, und selbst den Tod mußte die Mutter gegen den Sohn anrufen! Das Phantom der Rache schwand, die aufgedrungene Leidenschaft machte dem frühesten Gefühle der Kindesliebe Platz; er fühlte wieder, daß er ein Vaterland hatte, denn er sah ja seine Mutter; aber das Vaterland war gerecht, daß es ihn verstieß, denn auch diese Mutter verstieß ihn. Ein Heer von streitenden Empfindungen kämpften in seiner Brust; Liebe und Rache, Wuth und Gehorsam stritten noch einmal mit einander; aber das edlere Gefühl siegte. „Mutter, du hast überwunden,“ rief er Veturien zu,*) und stürzte zu ihren Füßen. „Mutter, nenne mich wieder Sohn!“ — und Rom war gerettet. **)

---

*) Auf eben der Stelle, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte, ließ der Senat von Rom auf öffentliche Kosten dem Glücke der Weiber einen Tempel erbauen, Veturia wurde zur ersten Priesterin des Heiligthums ernannt.

**) Coriolan führte sein Heer zurück. Als er sich in der Versammlung der Volsker über die aufgehobene Belagerung von Rom rechtfertigen wollte, wurde er in einem vom König Attines erregten Auflaufe ermordet.

Die Auswanderung.

Eine Erzählung.

Zu Malmsheim, einem Dorfe im Königreiche Würtemberg, lebte Johann Jacob Butsch, seiner Profession ein Strumpfweber, trieb sehr fleissig sein Geschäft, aber er gewann dadurch kaum soviel, um seine Familie, die aus einer wackern Ehefrau, und sieben frommen, verständigen Kindern bestand, so durch das Leben zu bringen, wie er es als zärtlicher Gatte und Vater gewunschen hätte, da ihm nichts so sehr am Herzen lag, als die Seinigen anständig zu ernähren und die Kinder in allem Nützlichen unterrichten zu lassen.

So fleissig Butsch unter Beihülfe seiner treuen Margaretha jede Stunde benützte, und sich selbst jedes, auch das unschuldigste, Vergnügen versagte, um nur immer für die Seinigen zu erwerben, so wurde doch sein kleines

Vermögen von Woche zu Woche geringer, und als in Malmsheim sich jezt noch ein Strumpfweber ansässig machte, der mit einem bedeutenden Verlage ankam, seine Waare um geringen Preis losschlug, und dadurch die meisten Einwohner des Dorfes und der Umgebung an sich zog, da wurde es dem armen Manne recht klar, daß er auf seinem bisherigen Wege allmählich gänzlich um sein Vermögen kommen müsse, und ihm für die Erhaltung seines Weibes und seiner sieben Kinder jede Quelle vertrocknen werde.

In dem Dorfe Malmsheim war damals viel die Rede von dem Glück, das dem Landmann in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika blühe. Bereits waren seit etlichen Jahren mehrere Familien des Dorfes dahin ausgewandert.*) Auch dem bedrängten Familienvater schien

---

*) In den Jahren 1815 bis 1817 sind mehr als 50,000 Menschen, meistens aus dem Elsaß, den Rheinländern, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind ausgezogen, um sich in Rußland oder Nord-Amerika anzusiedeln. Sehr viele davon sind auf der See ein Opfer der schändlichsten Raubgier geworden, oder bei ihrer Ankunft in dem Lande, von welchem sie glaubten, daß dort nur Milch und Honig für sie fließe, in schmähliche Dienstbarkeit gefallen, weil sie die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten.

dieß das sicherste Mittel, für das Wohl der Seinigen zu sorgen. Aus den Gedanken, in welche die Einbildungskraft so gerne goldene Träume webt, gestaltete sich nun der feste Entschluß, und da gerade einer seiner Nachbarn nach Nord-Amerika zog, so schloß sich Butsch an ihn an, und der 1. May 1817 war der Tag, wo sie von ihrem Dorfe Abschied nahmen.

Er selbst erzählt nun seine Abendtheuer wie folgt:

„Meine älteste Tochter allein wollte unser Schicksal nicht mit uns theilen; sie blieb bei dem Verwandten, der sie zu sich genommen, und seither bei sich behalten hatte. Ich zog mithin aus mit meinem Weibe, mit einem Sohn, Johann Jakob, von achtzehn Jahren, der das Wagner-handwerk gelernt, mit einem Sohn, Johannes, von zwölf Jahren, mit einer Tochter, Katharina Barbara, von zehn Jahren, mit Zwillingen, Margaretha und Georg Friedrich, von neun Jahren, mit einem andern Zwillings-kind, Gottlieb, von sieben Jahren, und einem Töchter-chen, Blandine, von fünf Jahren.“

„Meine Baarschaft betrug fünfhundert Gulden. So viel konnte ich selbst voraus berechnen, daß von einem so kleinen Vermögen, bei einer solchen Reise, für eine so zahlreiche Familie wenig übrig bleiben werde. Allein ich

hoffte (so träumt der Mensch gern schöne Hoffnungen), dort würde mir der Stern des Glücks günstiger leuchten, als in der alten Heimath; ich hoffte, wäre ich nur erst in Amerika angekommen, dort mit Wenigem reich zu seyn; ich hoffte, dort zu bekannten Landsleuten zu kommen, und ich durfte mich auf meine kräftigen, der Anstrengung gewachsenen, Arme verlassen."

„Was konnte mich noch an die Heimath fesseln? Mein Handwerk konnte ich nicht treiben, denn es fand keinen lohnenden Absatz; auf bessere Zeiten im Vaterlande glaubte ich nicht hoffen zu dürfen; zu viele Gäste saßen mir um den Tisch und wollten Brod; ich glaubte meinen Vaterpflichten nicht besser genügen zu können, als dadurch, daß ich Würtemberg verlasse, und die Meinen in ein Land führe, wo Raum genug für fleissige Hände wäre, und wo nach unsern Wünschen, Milch und Honig flöße — in das gelobte Land der neuen Welt."

„Allein ich habe es nicht gefunden. Ich sollte es nicht betreten; ich sollte noch hülfloser werden; ich sollte aus meinen glänzenden Träumen schrecklich geweckt, wir sollten, am Ziel unserer sehnlichsten Wünsche, grausam zurück geschläudert, den schrecklichsten Leiden Preis gegeben werden. Man wird aus der weitern Erzählung sehen, wie traurig wahr dieß Alles geworden ist."

„Unsere Reise richtete sich zuerst gegen Mannheim. Dort sollten sich noch mehrere Auswanderer aus Würtemberg und Baden anschließen. Wir glaubten von dort am wohlfeilsten zu Schiff auf dem Rhein nach Amsterdam *) kommen zu können. Allein schon hierin betrog uns unsere Rechnung; denn die Fahrt auf dem Rheine ging so langsam, das Fahrzeug mußte so oft anlegen, daß wir den Weg von Mannheim nach Amsterdam nur erst nach drei Wochen zurücklegten, während wir, zu Fuß, weniger Zeit und Geld würden gebraucht haben."

„Den 8. Mai fuhren wir von Mannheim ab. Schon auf diesem Wege begegnete uns der Schrecken, daß in unserm Schiffe, in der Nähe von Wesel, während eines stürmischen Ungewitters, Feuer aufging. Schnelle und geschickte Hülfe wußte es noch glücklich zu unterdrücken. Von preussischer Seite machte man uns, während unserer

---

*) Amsterdam, die Hauptstadt des Königreiches der Niederlande, in der Provinz Nordholland, ist die wichtigste Stadt des ganzen Staats und nach London wohl die vorzüglichste Handelsstadt von ganz Europa. Sie hat mehr als drei Meilen im Umfange, bedeckt einen Flächenraum von 535,200 Quadratruthen und zählt 210,000 Einwohner. Zu solch einer Größe hat sich dieses ehemalige Fischerdorf erhoben.

Durchreise, mehr als einmal Vorschläge, uns in Preussen unterzubringen. Wir fuhren in zwei Schiffen. Bereits waren wir im Kanal (Zuyder-See). Jedes unserer Schiffe wurde am Ufer hin von Pferden gezogen. Unvermuthet reißt das Seil entzwei, an welchem ein Pferd das vordere Schiff zieht. Das zweite Schiff, im raschen Zuge vorwärts, ist schon im Begriff, auf das erste zu stoßen; ohne eine schnelle und glückliche Wendung hätten sie beide zerschmettert werden müssen."

„Den 1. Juny 1817 kamen wir bei Amsterdam an, und schon dieser Zug hatte unsere Kasse angegriffen, aber es war nur das Vorspiel zu noch grössern Opfern."

„Es mußte uns vor Allem daran gelegen seyn, die Seereise bald antreten zu können. Es wurde daher mit einem englischen Schiffskapitän, Namens Blancmann, ein Vertrag wegen der Ueberfahrt abgeschlossen und schriftlich in deutscher Sprache abgefaßt. Blancmann versprach uns die Person für 170 fl. nach Philadelphia*) in die Ver-

*) Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien, einem der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, liegt am Zusammenflusse des Delavare und Schulkill, in einer sumpfigen Gegend. Deshalb und wegen der oft plötzlichen Abwechslung strenger Kälte und

einigten Staaten zu führen, und dabei das Schiff mit allen nöthigen Bedürfnissen und Lebensmitteln versehen zu lassen. Diesem Kontrakte vertrauend, bezahlte ich auf Abschlag 100 fl. Der Kapitän hatte diesen Vertrag mit so vielen Familien geschlossen, daß es ihm unmöglich war, sie alle in dem Schiffe unterzubringen; uns aber hatte er davon leider nicht in Kenntniß gesetzt. Ein Theil derselben wurde bereits eingeschifft. Mich und noch viele Andere wies er mit dem Vorwande zur Geduld: „die Einschiffung dürfe nicht übereilt werden; die aufgenommenen Reisenden müßten sich erst eingerichtet haben, ehe wieder Andere aufgenommen werden könnten."

„Unversehens aber hatte der Kapitän die Anker aufgehoben, und war mit einem Theil der Auswanderer ab=

Hitze ist die Luft um Philadelphia sehr ungesund, auch brach hier schon mehrmals das gelbe Fieber aus. Ausser vielen wichtigen Fabriken, vielen sehr guten Schulen und mehreren wohlthätigen Gesellschaften, worunter sich die zur Abschaffung der Negersklaven vereinigte, um die Menschheit so hoch verdiente Gesellschaft besonders auszeichnet, besitzt Philadelphia eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, einen sehr bedeutenden Buchhandel und mehr als 150 Buchdruckerpressen.

und dem Texel*) zugesegelt. Uns aber gab man die Versicherung, daß man uns binnen acht Tagen dahin abholen werde; eine Hoffnung, die sich bald als eine Lüge zeigte. Wir waren im Stich gelassen, unser Schiff und unser Geld war abgesegelt."

„So waren gegen vierhundert Menschen getäuscht, und was das Schlimmste war, sie waren um ihre Baarschaft gebracht."

„Sollten wir nun als Bettler, mit Nichts, in das Vaterland, in welchem wir kein Unterthanenrecht, in unsern Geburtsort, in welchem wir kein Bürgerrecht mehr hatten, zurückkehren, aus welchem wir doch immer noch als vermögliche Leute ausgezogen waren? Sollten wir uns die Sorgen und Mühen unserer Reise mit dem bittern Spott unserer Mitbürger bezahlen lassen, die uns den Wegzug entweder mißrathen, oder sein Ende spöttelnd

*) Der Texel oder Tessel ist eine kleine, oft in der Seekriegsgeschichte vorkommende Insel an der nördlichen Spitze Nordhollands, wozu sie gehört und wovon sie durch die Meerenge Marstieb geschieden wird. Die Einwohner, 5000 an der Zahl, wohnen in 6 Dörfern, ernähren sich hauptsächlich von der Schaafzucht und treiben starken Tabacksbau und Austernfischerey.

geweissagt hatten? Und gerade jezt (1817), in einer Zeit des Mißwachses und der Theurung — einer Theurung, wie sie das Vaterland in hundert Jahren nicht erfahren hatte? Woher die Kosten zur Rückreise nehmen? Und wie ohne Geld einen Weg mit neun Personen machen, der uns bei minderer Theurung so viel gekostet hatte?"

„Und doch — wären wir damals zurückgekehrt, wie viele Sorgen, wie bitterer Hunger und Kummer, wie tödtende Angst, wie viele Thränen wären mir und den Meinigen erspart worden! Wir wollten aber nicht mehr umwenden, obwohl ein Tag, eine Woche nach der andern verstrich ohne Erfolg."

„Indeß mußten wir leben. Zwar war damals in Holland die Milch nicht theuer, aber Brod und Mehl waren viel theuerer als zu andern Zeiten. Das Bedürfniß aber für den Hunger von neun Personen war, wie man sich denken kann, täglich von Bedeutung. So bereitwillig ich mich auch, sammt den Meinigen, zu jeder Arbeit gebrauchen ließ und sie aufsuchte; so gern ich in der Heuärnte, so gern ich bei dem Ein- und Ausladen oder Abbrechen der Schiffe half: so reichte doch unser Erwerb nicht hin, uns durchzubringen. Oft hatten wir, oft meine Kinder kein Brod, und ich mußte zulezt Betten und Kleider verkaufen, um sie nicht verhungern zu lassen."

„Die Zeit verfloß, sie wurde immer ungünstiger für die Seereise, und wer sollte uns endlich hinüberführen in das Land unserer Wünsche, uns, die wir nichts hatten, das wir für die Fracht und Wegzehrung hätten anbieten können, als unsere abgezehrten, unverbürgten Leiber?"

„Schon waren fünf Wochen verflossen, die wir bei Amsterdam so kummervoll und bald hoffnungslos zugebracht hatten, als sich das Handlungshaus G. entschloß, ein Schiff zu unserer Reise auszurüsten. Auf die Person sollten hiefür 180 fl. berechnet werden. Die Zahl der Aufzunehmenden betrug vierhundert. Hätten wir kein Geld, so behielt sich der Schiffherr ohne Zweifel vor, uns und unsere Kinder in Amerika zu Geld zu machen. Wir aber mußten uns darein ergeben."

„Der Schiffs-Kapitän hieß Lunt, ein Mann von etwa fünf und vierzig Jahren. Er hatte ungefähr achtzehn Matrosen, worunter der Obersteuermann, der Untersteuermann, der Lootsmann *), der Bootsmann und ein Chirurg."

---

*) Lootsmann, Lootse, Leytsmann, Pilote heißt in den Seestädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, so daß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und

„Den 4. Juli 1817 konnten wir das Schiff besteigen, und wie freuten wir uns, daß es einmal so weit war! Doch die Freude sollte nicht lange dauern.“

„Das Schiff, ein Dreimaster, führte sechs Kanonen, und hatte, ausser dem Zimmer des Kapitäns (der Kajüte), zwei Stuben und ein kleines Stübchen für die Matrosen. Dieser Raum war für die Zahl der Reisenden so wenig zureichend, daß einer Familie nur ein Platz von sechs Schuh lang und eben so breit zum Nachtlager angewiesen werden konnte. Doch wir schickten und bückten uns gerne, glücklich genug, nun einmal vom Fleck zu kommen.“

„Endlich fuhr das Schiff von Amsterdam ab. Beim Helder mußte es sich visitiren lassen. Wir ahneten keine Gefahr, und sie stand schon vor uns. Bei der Untersuchung zeigte es sich nämlich, daß es dem Proviant um einige Imi Branntwein fehlte. Das Schiff wurde zu drei Wochen Arrest, und der Kapitän zu 2000 fl. Strafe verurtheilt, wenigstens wurden wir so berichtet. Der Kapitän, äusserst betroffen, segelt mit einem Boote nach Amster-

---

Schaden nehmen können. Das Geschäft dieser Leute, welches Lootsen heißt, ist sehr gefährlich, und erfordert Erfahrung und Kenntnisse, weßhalb sie sich zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen.

dam zum Kaufmann G., und kommt mit der Frage an uns zurück: „Ob wir lieber drei Wochen hier verweilen, oder statt 180, 200 Gulden Frachtkosten auf die Person übernehmen wollten, um sogleich absegeln zu können?“ Wir, gleich Verzweifelnden, welche die Größe ihrer Versprechungen nicht mehr bedenken, willigen ohne Weiters ein. Das Schiff segelt des andern Tages weiter.“

„Damit der Leser sich eine Vorstellung von unserer jezigen Lage machen könne, ist es nöthig, eine Bemerkung einzuschalten, ehe wir unsere Seereise zu erzählen anfangen.“

„Unser Schiff hatte, wie bereits erwähnt wurde, ausser einem kleinen Zimmer, worin meine Familie mit drei andern war, nur noch eine, ungefähr vierzig Fuß lange, und zehn bis zwölf Fuß breite Stube. In diesen beiden Gemächern befanden sich gegen vierhundert Menschen, unter denselben viele Kinder. Ich bildete eine Familie von neun Köpfen. Aber auch ich hatte für diese zur Lagerstatt einen mit Brettern eingefaßten Raum von nicht mehr als sechs Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Die Kinder kamen daher in die Länge und Quere zu liegen, und mit Mühe konnte ich Raum genug erhalten, auf den Rücken liegen zu können. Innerhalb dieses Raums mußte die Familie

auch

auch des Tags bleiben, wenn das Schiff stark schwankte, und man sich nur liegend vor dem Hinstürzen halten konnte; auch wenn Eins oder Mehrere erkrankten, was, schon durch die gewöhnliche Seekrankheit*), bald geschah."

„Dieß war jedoch nicht die einzige Beschwerde unserer Lagerstätten. Sie waren auch nur vier Fuß hoch, und über ihnen waren wieder eben solche angebracht. Die Einen mußten daher in ihre Bettstellen hineinkriechen, andere hinaussteigen. Die Erstern hatten zwar den Vortheil, daß sie bei heftigen Bewegungen des Schiffes während eines Sturms nicht hinabgeworfen werden konnten, während die auf den obern Bettstellen, obgleich mit Stricken verpallisadirt, doch manchmal, besonders in Krankheiten, herausgeworfen wurden und hinabfielen. Aber es war dagegen für die unten Liegenden in warmer Witterung sehr unangenehm, überall

*) Jene Beschwerden, von welchen Reisende befallen werden, die die schaukelnde Bewegung des Schiffes nicht vertragen können, nennt man Seekrankheit. Sie besteht in einem hohen Grade von Uebelbefinden, Eckel und Abneigung vor Speisen, verschlimmert sich, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist, wird aber nie gefährlich, und verliert sich bei Manchem sehr oft in kurzer Zeit, aber jederzeit auf der Stelle, wenn der Kranke auf das Land gebracht wird.

wie eingemauert zu seyn; noch schlimmer, wenn, wie es manchmal bei heftigen Stößen geschah, die Bretter bärsten, und die oben Liegenden, Klein und Groß, auf die Untern plötzlich herabfielen; am schrecklichsten, wenn sich oben oder unten Kranke und Sterbende befanden."

„Man bedenke noch, daß in diesen Wohnräumen kein Fenster war. Ueber denselben war das Verdeck, und eine Treppe mit einer Fallthüre führte hinauf. Diese Fallthüre bildete die einzige Oeffnung, durch welche des Tages Helle in das Zimmer fiel, sie wurde aber nicht bloß des Nachts, sondern auch bei Tage, so lange Sturm war, möglichst geschlossen gehalten. Dann herrschte Tag und Nacht dicke Finsterniß in dem Aufenthaltsorte der Reisenden, und die Luft war bei warmem Wetter von der Menge der Menschen schwül und ungesund, um so mehr, je größer die Zahl der Kranken war. Uebrigens war für Kranke und kältere Jahreszeit nirgends ein Ofen angebracht."

„Auf Federbetten durfte man nicht schlafen, damit die Plage des Ungeziefers nicht zu sehr überhand nähme. Unsere Polster waren mit Stroh gefüllt, und ein Teppich galt für die Decke. Welcher würtemberg'sche Bettler hätte uns wohl um unser Nachtlager beneidet? Die Hoffnung aber, daß sich unser Zustand nach wenigen Wochen bessern werde, und der Gedanke an Amerika, vermochte diesen Be-

schwerden das Lästige zu benehmen, und Muth, ja selbst Freudigkeit zu erhalten."

„Die Küche war auf dem Verdeck angebracht; mein ältester Sohn wurde als Handlanger dabei angestellt. Unter den Schlafstellen befand sich der Vorrathskeller, die Matrosen hielten sich größtentheils auf dem Verdeck auf, sie hatten auch ein eigenes Stübchen. Speise und Trank wurden von dem Tage des Eintritts an von der Schiffsküche gereicht. Die Person erhielt des Tages ein halb Pfund Brod und einen Vierling Butter. Das Brod bestand aus sehr schwarzem Zwieback. Mittags wurde, wenn der Sturm das Kochen erlaubte, geessen, und zwar entweder Erbsen und (eingesalzenes) Fleisch, oder Gerste und Fleisch, beides sparsam. In der ersten Zeit bekam jede Person einen Schoppen Trinkwasser. Dieß Wasser, in welches Schießpulver geworfen war, sah schwarz aus, und schmeckte anfangs eckelhaft; da aber die meisten Speisen stark gesalzen waren, so brachte es der Durst bald dahin, daß es herrlich mundete."

„Das Schlimmste bei unserer Fahrt war wohl der Umstand, daß sie in eine der Schiffahrt nicht ganz günstige Jahreszeit fiel. Auf unserer ganzen langen Reise wurden wir nur zwei Schiffe ansichtig. Das Jahr 1817 hat sich auch bekanntlich durch schwere Gewitter ausgezeichnet."

„Die Fahrt war anfangs glücklich. Wir waren darüber sehr freudig. Die Schiffleute machten uns jedoch aufmerksam, daß wir noch nicht auf der hohen See seyen, und dann erst sich zeigen werde, wie vielen Muth wir besitzen.“

„Nach vierzehn Tagen, ungefähr den 8. August, wurde der Wind heftiger, und zuletzt zu einem neunstündigen Sturme. Er trieb uns zu weit rechts, wir sahen England links. Jedoch wurde er wieder ruhiger, und das Schiff lief schnell.“

„Wir aber, von dem Sturm schrecklich aufgerüttelt, lagen größtentheils an der Seekrankheit darnieder. Die Kinder waren in Kurzem bis auf wenige gestorben. Man vergesse nicht, daß wir, schon entkräftet und ausgehungert, von Sorgen und Kummer niedergebeugt, das Schiff betraten; daß wir uns mit nichts Erfrischendem versehen hatten, daß die groben Lebensmittel nur sparsam gereicht wurden, daß wir dicht beisammen wohnten und bald keine Arzney mehr hatten. Man konnte es bei der Unsicherheit des Ersatzes der Frachtkosten, dem Schiffspatron nicht einmal verübeln, wenn er auf diese Ueberfahrt nur das Nothdürftigste zu verwenden geneigt war.“

„Um die Mitte des Augusts waren wir bei eingetretenem günstigeren Winde, dem Ziel unserer Wünsche sehr nahe, als die Luft unruhiger und endlich wieder zu einem

Sturm wurde. Nicht umsonst, und gleich als ob ihnen nichts Gutes geahnet hätte, hatten die Matrosen unsere vorschnelle Fröhlichkeit mit den Worten zu mäßigen gesucht: wir seyen noch nicht auf der hohen See, und es werde sich dann erst zeigen, welchen Muth wir besitzen. Seit drei Wochen befanden wir uns auf dem offenen Meere, und schon hatten wir gesehen, was ein Sturm von neun Stunden sey. Der jezige tobte acht Tage lang. Er trieb uns wieder gerade rückwärts. Wie sahen England wieder."

„Wie wenn der Wanderer des Abends im Schneegestöber, nicht weit vom Ziel der Ruhe, sich noch verirrt, die ganze Nacht auf unwegsamen Orten sich durcharbeitet, und beim Anbruch der ersehnten Dämmerung bemerkt, daß er nicht weit von der Stelle gekommen: so war es auch uns ergangen."

„Jedoch kein Sturm dauert ewig. Mit dem 22. August trat günstigere Witterung ein. Der Wind trieb uns Amerika zu. Mit großer Freude verkündeten uns endlich die Schiffleute, wir seyen in der Nähe eines Landes, denn es habe sich schon ein Vogel auf dem Schiffe niedergelassen. Wie groß unsere Freude wurde, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß unser Zustand auf dem Schiffe überhaupt nicht beneidenswerth war, und man jezt anfing, die Lebensmittel sparsamer zu reichen. Wir saßen nun sieben Wochen im Schiffe. Wie sehnten sich besonders

unsere Kleinen nach dem Augenblick, an's Land steigen zu dürfen! Und jezt schien dieser heisse Wunsch seiner Erfüllung nahe zu seyn; in Einem Tage, so hieß es, würden wir Amerika sehen."

„In der Nacht vom 22. August kommt um zwölf Uhr der Kapitän zu uns herab, und macht uns mit bedeutungsvollem Winken auf einen nahenden, gefahrdrohenden Sturm aufmerksam. Man denke sich unsere Lage, unsere so schnell getäuschte Hoffnung, unsere gegründete Furcht, zum Zweitenmale zurückgeworfen zu werden, und zu allem diesen den Umstand, daß wir mehrere Kranke hatten, und daß die Lebensmittel und das Trinkwasser immer weniger wurden. Was sollte aus uns werden, wenn der Sturm die Zeit des Landens um mehrere Wochen hinausschöbe? Uns blieb jedoch nichts übrig, als uns in das unabwendbare Schicksal zu ergeben."

„Schon hörten wir — und es stund noch einige Stunden an, bis es uns erreichte — das schreckliche Rauschen und Toben des Sturmes. Es wurde bald so heftig, daß wir einander, auch bei verstärkter Stimme, nicht sprechen hörten. Der Kapitän befehligte die Matrosen mit dem Sprachrohre, und hielt sie in angestrengter, oft sehr gefährlicher Arbeit. Das Schiff ging jezt noch viel unruhiger, als während der vorigen Stürme. Oft stürzte es so stark auf die Seite, daß die Segeltücher ins Wasser

schlugen. Man warf alles Entbehrliche in das Meer, um das Schiff zu erleichtern. Wir konnten uns nimmer aufrecht halten. Manche banden sich mit Stricken in die Bettstellen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Der Stehende wurde plötzlich an eine Wand geworfen, und kam nicht ohne Beulen, oft nicht ohne schwere Verletzungen davon. Wer will das Klagen der Kranken, das Schreien der geängsteten Kinder, die anklagenden Thränen der Eltern beschreiben!"

„Die Kraft der Segel konnte dem Sturme nicht widerstehen; die Kunst der Schiffer mußte der Gewalt der empörten Natur weichen. Nur durch kleine Abschnitte unterbrochen, welche sich gerne Abends einstellten, dauerte der Sturm gegen drei Wochen. Oft wenn man die Schüssel vor sich hatte, wurde sie umgestürzt, und die kärgliche Portion siedend über unsere Körper gegossen. Oft konnte wegen der heftigen Bewegung des Schiffs gar nicht gekocht werden. Es geschah mehreremale, daß wir einige Tage gar nichts zu essen bekamen."

„Wohin uns der Sturm triebe, wußten wir nicht. Von seinem Anfange an wurden die Mundportionen und das Trinkwasser auf die Hälfte des bisherigen Maaßes herabgesetzt. Jezt fing Hungersnoth, und, was noch schrecklicher ist, Wassermangel an uns zu peinigen. Ein kleiner Bissen schwarzes und rauhes Brod galt für eine

Portion. Wenige waren, die nicht entweder der Mangel oder der Kummer krank machte. Der leztere ergriff selbst unsern Kapitän so niederschlagend, daß er erkrankte. So groß die Gewalt der Elemente war, so weit waren auf unserer Seite die Kräfte und die Mannschaft gesunken."

„Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich jezt der Meisten. Es gab Kranke, die, wie in beständigem dumpfen Schlummer liegend, keine Klage mehr von sich hören ließen. Andere, selbst Männer, liefen im Schiff umher, flehentlich bittend nur um einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser; man gab so lange man hatte; in einer Stunde hörten wir, sie seyen gestorben, ohne eigentliche Krankheit gehabt zu haben, als die des Hungers und Durstes, der sie umhertrieb. Ich selbst lag vierzehn Tage krank. Die Kälte wurde empfindlicher, die Tageslänge kürzer, die Kost immer sparsamer und dabei fast ungenießbar. Der Sturm tobte fort. Der Kapitän lag krank, und wir Reisende, wer noch zu den Gesunden gezählt werden konnte, waren so abgezehrt, so entkräftet, dabei zulezt so muth- und hoffnungslos, daß man uns sämmtlich nur noch für halbe Menschen ansehen konnte. Nur Ein Matrose verlor auch in den schrecklichsten Lagen die Freudigkeit nicht: „Der Meer ist doch ein Keerl!" rief er einmal aus, als der Sturm gerade am fürchterlichsten tobte, und sprang dabei auf dem Verdeck freudig in die Höhe."

„Endlich fing das Ungestüm an sich zu legen. In dunkeln Nebel gehüllt stand Land vor uns. Welches Land war es? Wo waren wir? Niemand konnte Antwort geben. So viel sahen wir, daß hier nicht zu landen sey, weil wir nichts als hohe Felsen vor uns hatten. Die Luft war kalt, aber jezt nur allzu ruhig, denn es herrschte nun Windstille. Dabei trieb das Schiff, vom Zuge des Wassers fortgerissen, fort und fort in einem ziemlich grossen Zirkel herum, und keine Kunst konnte es wieder auf die hohe See bringen."

„Es half nichts; so krank der Kapitän war, so sehr er sich weigerte, man ließ ihm keine Ruhe, er mußte auf das Verdeck, um die Gegend anzusehen und seine Meinung zu sagen. Wir trugen den Schwerkranken in die kalte Luft herauf, und seine Aussage war: „Leute, dieses Land vor uns ist kein anderes, als Grönland. Hätten wir es von einer andern Seite vor uns, so wäre nicht alle Hoffnung verloren; hier aber vermögen wir nicht zu landen, und es wird unser Grab seyn."

„Er hatte Recht; es war sein Grab. Nach acht Tagen gab er den Geist auf. War er nicht glücklicher als wir Lebende? So schien uns denn jeder Ausweg abgeschnitten, nur der nicht, Hungers zu sterben. Landen konnten wir nicht, aus dem gleichsam wie bezauberten Kreise war das

Schiff nicht hinauszubringen, und die Lebensmittel gingen ihrem Ende zu."

„Acht Tage waren in dumpfer Verzweiflung hingegangen, als sich unvermuthet ein Wind erhob, und uns glücklich flott machte. In stiller und lauter Dankbarkeit warfen wir uns auf die Knie, und schlürften den neuen Strahl der Hoffnung gierig in uns. Es schien, als ob sich der Himmel doch noch unser erbarmen wolle. Ein starker Wind trieb uns Mittagwärts."

„Noch vierzehn Tage lang hatten wir stürmische Luft. In dieser Zeit geschah es, daß der Obersteuermann, der seit dem Tode des Kapitäns die Leitung des Schiffes übernommen hatte, das Bein brach. Er wollte auf den vordern Theil des Schiffes springen, das Schiff stieg schnell von jener Seite in die Höhe und so stark gegen den aufspringenden Fuß an, daß er brach. Ein neues Unglück für uns!"

„Die Luft wurde immer wärmer, die Tage länger. Denn bei Grönland hatten wir nur vier Stunden Tag gehabt, und auch diese wenigen Stunden glichen mehr einer Dämmerung."

„Unsere Lebensmittel bestanden nur noch aus Erbsen, von Schimmel überzogen und von Würmern wimmelnd. Man konnte sie, ungeachtet des großen Hungers nur in der Dunkelheit genießen."

„Ich darf eine Bemerkung nicht länger verschieben, sie liefert einen Zug weiter zu dem Gemälde unglücklicher Seefahrer. Es war bei uns Regel, daß jeder Kranke des Tages ein = oder zweimal auf das Verdeck gebracht werden mußte, wenn anders ein Sturm es nicht hinderte. In jedem andern Falle mußte es geschehen! der Kranke mußte herauf, und eine Viertelstunde sich auf dem offenen Verdeck aufhalten, er mochte so krank seyn wie er wollte, er mochte es wünschen oder verwünschen, es mochte regnen, warm oder kalt seyn; er wurde, so flehendlich Mancher auch um die Gnade bat, ihn doch ruhig enden zu lassen, ohne weiters an den Armen ergriffen, die Treppe hinauf gehoben, und auf dem Verdeck niedergelegt; bei regniger Witterung warf man ein Segeltuch über ihn. Manchen brachte man kaum noch auf sein Lager zurück, ehe er starb. Man wollte die Kranken frische Luft schöpfen lassen, und so das Ueberhandnehmen des Krankheitsstoffes im Zimmer verhüten. Aber es war doch schmerzlich, ihnen die Ruhe auch dann nicht gönnen zu dürfen, wenn ihr Ende herannahte. An Arzney und einem geschickten Arzte litten wir übrigens leider traurigen Mangel. Starb ein Reisender, so wurde er, sobald er den letzten Athem ausgehaucht hatte, in ein Tuch gewickelt und ins Meer hinabgesenkt. Es war zu dem Ende oben ein kleines Thürchen und vor demselben ein Sitz angebracht. Auf diesen wurde der

Todte, den Rücken abwärts gekehrt, niedergelassen, die Thür geöffnet, und — während die Anwesenden das Gesicht abwandten, fiel er in die Tiefe. Mehr als die Hälfte meiner Gefährten hat dieses stille Thor passirt!"

„Auf dem weiten Meere, von drei Stürmen gejagt, empfand auch unser Schiff die gewaltsamen Schläge derselben. Man bemerkte, daß es nicht mehr wasserdicht war. Bei angestellter Untersuchung mußte der unterste Keller erbrochen werden. Fünf Fuß hoch stand hier schon das Wasser im Schiffe. Hier aber konnte nicht weiter nachgesucht werden, denn dieser Schiffsraum war mit vielen Tausenden von Backsteinen angefüllt. Nichts blieb übrig als Pumpen aufzustellen, und Tag und Nacht Wasser auszuschöpfen, ungewiß, ob nicht der Zudrang grösser seyn werde, als der Abgang."

„Indeß wurden wir ein Schiff ansichtig. Wie freute sich, wie jubelte Alles! Man sollte doch wieder Menschen sehen. Von diesem Schiffe erfuhren wir, daß wir nicht sehr entfernt von Portugal wären. Den 31. Oktober fuhren wir in den Hafen von Lissabon."*)

---

*) Es war am ersten November 1755, als die Hälfte von Lissabon, dieser prachtvollen Hauptstadt von Portugal, in der Provinz Estremadura liegend, durch ein schreckliches Erdbeben zerstört wurde, wodurch mehr als 30,000 Menschen umkamen.

„Bald erschien ein Wachtschiff, um sich nach unsern Umständen zu erkundigen. Wir baten, als Unglückliche, um Hülfe. An das Land zu gehen, wurde uns nicht gestattet, doch erhielten wir einige Lebensmittel, zugleich aber auch eine Wache, die unsere Gesundheitsumstände beobachten sollte. Unsere Aufnahme hing davon ab, ob die portugiesische Regierung auf dem Verdacht beharre, die Pest herrsche auf dem Schiffe. Freilich starben auch im Hafen von Lissabon noch mehrere von uns; aber es war nicht die Pest, sondern Hunger, Durst, und Kummer, was sie verzehrte. Mit welcher Sorgsamkeit mußten wir möglichst die Todesfälle vor der Wache zu verbergen suchen! Acht Tage waren schon vorübergegangen, seit wir uns im Hafen von Lissabon befanden. Jezt kam uns der Befehl zu, uns aus dem Hafen zu entfernen. Der Obersteuermann erwiederte: „Das Schiff befinde sich, nach solchen Unglücksfällen, in einem Zustande, der jede weitere Reise unmöglich mache.“

„Nach wenigen Tagen ward der nemliche Befehl von Lissabon aus wiederholt, uns aus dem Hafen zu entfernen, mit dem Beisatze: man würde uns zwingen, abzusegeln, im Falle wir uns nicht dazu verständen. Der Obersteuermann stellt wieder die Hülfsbedürftigkeit der Mannschaft und die Unsicherheit des Schiffes vor. Demnächst postirt sich ein Kriegsschiff in unserer Nähe. Zehn seiner Feuer-

schlünde sind auf unsern friedlichen Dreimaster gerichtet*), wir erhielten die Nachricht: „Woferne wir uns bis morgenden Tages nicht entfernt hätten, so würde jenem Kriegsschiffe der Befehl ertheilt werden, uns in Grund zu schießen.“

„Wie ein dürstender Wanderer überall sich umsieht nach einer Quelle, und halb verschmachtet, endlich auf einmal ihr Murmeln hört. Mit den lezten Kräften springt er freudig auf, hin zu eilen; er sieht das rieselnde Bächlein, und ihm ist, als fühle er schon den kühlenden Trank im lechzenden Gaumen. Aber, siehe! ein feindlicher Arm drückt ihn zurück; er soll die nahe Rettung nicht gewinnen, soll ungelabt weiter. So war uns zu Muthe! So sollte denn unser Untergang unerbittlich beschlossen seyn! Dieses Gefühl war um so bitterer, je öfter zwischen sein verfolgendes Nahen helle Strahlen der Hoffnung gefallen waren.“

„Ein großer Schmerz, die vernichtete Hoffnung einer großen Freude machen stumm. Es ist ein Verstummen mit

*) Unser Zustand, die Farblosigkeit unserer Gesichter, der wankende Gang der Füße, die halbnackten Leiber, die vielen Todesfälle führten auf den sehr verzeihlichen Verdacht, als ob unsere Angaben eine bloße Nothlüge, wir aber von der Pest angesteckt wären. Daher die unerwarteten Maaßregeln des königlichen portugiesischen Hafenkommando's.

stillem Unwillen, ein verhaltener zorniger Schmerz. Wir glaubten an keine Rettung mehr! Unsere Gefährten priesen wir glücklich, daß sie entschlafen durften, ehe sie diese Verzweiflung sahen. Da war es, wo der Glaube geprüft, das Vertrauen auf die Allgüte, Liebe und Barmherzigkeit unsers himmlischen Vaters auf die strengste Probe gestellt zu werden schien, wo die ganze Kraft des stärkenden Evangeliums die schönsten Früchte zeigen konnte. Wir aber, ich gestehe es, befanden uns größtentheils in einer dumpfen Betäubung, abgestumpft durch die Menge und Größe unserer Leiden, zu kraftlos, um den Schmerz ausdrücken zu können. Mit welcher Freude hatten wir die nahe Landung erwartet; wie zuversichtlich unsern Kranken die Rettung verheissen; mit welcher Anstrengung hatten diese die letzten Kräfte zusammengenommen, um gesunder zu scheinen, als sie waren; wie sorgsam hatten wir die Sterbenden vor der Wache zu verheimlichen, mit welcher tödtlichen Angst sie unbemerkt in die stille Tiefe zu versenken gesucht, um nicht fälschlich für solche gehalten zu werden, die mit der Pest behaftet seyen!! Und wir wurden dafür gehalten!!!"

„Es war Abend. Der Obersteuermann hatte uns die trostlose Nachricht von dem, was jenes Kriegsschiff bedeute, eröffnet. „Wir haben, fuhr er fort, noch einen Rest Branntwein; auf, laßt uns denselben verzehren, vielleicht

sendet Gott noch Rettung!" Einige unserer Reisenden hatten auch einen Brief an deutsche Kaufleute in Lissabon, und einen andern an den holländischen Gesandten geschrieben und um Rettung gebeten. Schiffsmannschaft und Passagiere, so viel deren noch übrig waren, mußten alsbald auf das Verdeck. Wir tranken den Trunk, der uns schon lange eine Seltenheit geworden war; wir zehrten am lezten Pfenning. Die matten Herzen wurden erquickt. Es mußte Musik gemacht, es mußte getanzt werden, so wollte es der Steurer, er befahl es und bat darum. Eine stille, helle Nacht sah uns in dieser verzweifelten Fröhlichkeit. Gegen eilf Uhr kehrten die Fischernachen aus dem Meere in den Hafen zurück. Die Fischer hörten unser Spiel: magnetisch angezogen, nähern sie sich uns, und fangen auch an zu tanzen. Gegen sechzig Boote sammeln sich um uns, und wollen endlich auch die Ursache unserer Freude hören. Unsere Steuerleute schildern ihnen unsere Lage. Mit zürnenden Mitleid ziehen sie sich schnell an das Ufer, und verbreiten dort wie laufendes Feuer unsere Geschichte und das Loos, mit welchem sich morgen endigen soll. Wir hören das Gemurmel vom Strande her; unsere Noth hat Herzen gefunden, unsere Aussage Glauben."

„Der Tag, der Todestag bricht an. Wir sehen unsere Flagge am Ufer aufstecken. Ein Wachtschiff segelt

eilig auf uns zu, und fragt nochmals genau nach unsern Umständen. Nach einer Stunde erscheint ein anderes. Es nähert sich, wir hören uns zum Erstenmale wieder von deutschen Zungen begrüßt. Landsleute sind es, deutsche Kaufleute von Lissabon, die unsere Noth und Gefahr erfahren, und sich, von edlem Mitleid getrieben, selbst erkundigen wollen; die uns bessere Hoffnungen, und gleich zur Beglaubigung, Lebensmittel und Wein bringen — Engel der Rettung am Rande des Unterganges! Gleich darauf schickten sie einige Aerzte, ebenfalls Deutsche, um unsern Zustand genau zu untersuchen. Wie vergossen sich die Thränen dieser Männer, als sie unsern jammervollen Zustand mit Augen sahen, und ein halbes Faß verdorbner Erbsen als den einzigen Rest von unsern Lebensmitteln fanden! Theilnehmend flößten sie uns nun Hoffnung ein. Nach wenigen Stunden zog sich jenes Kriegsschiff zurück; wir durften bleiben, wurden aber zu einer Quarantäne von nicht weniger als hundert Tagen verbunden. Es war der 8. November 1817. Von dieser Zeit an wurden wir mit allem Nöthigen versorgt."

„Für mich sollten auch jene hundert Tage nicht ohne bittern Schmerz bleiben. Mein ältester Sohn, Jakob, ertrank beim Wasserholen, und zwei meiner andern Kinder starben. Wie hatten sie sich gesehnt, noch einmal Feld und Bäume zu sehen! Wie treu und fromm hatten sie während

der Hungerzeit jeden Bissen mit uns getheilt, uns immer das Kräftigste geopfert; — jezt hatte ich noch vier Kinder."

„Den 7. Februar 1818 waren die hundert Tage der Quarantäne verflossen, zu 400 waren in das Schiff getreten, 136 waren noch übrig. Ein Theil der Mannschaft wurde an das Land gebracht. Nach vierzehn Tagen kam die Reihe auch an uns. Wir wurden zuerst auf jene Insel bei Lissabon gebracht, die von dem schrecklichen Erdbeben noch einen Theil der Stadt erhalten hat; nach einigen Wochen erst führte man uns in die leztere."

„Unser Schicksal hatte große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Eine große Menge Menschen kam uns entgegen; von allen Seiten wurden wir freudig begrüßt. Eben die Kaufleute, die sich unserer, als die Noth am höchsten, so zu rechter Zeit angenommen hatten, waren unter den Ersten, die uns mit der ungeheucheltsten Theilnahme empfingen. Sie waren es, die uns überhaupt so viel Gutes erzeigten. Vor Allen Herr Adolf Friedrich Lindenberg, hanseatischer und kaiserlich königlich = östreich'scher Generalkonsul. Er begrüßte uns mit der Versicherung, Vater und Versorger für uns zu seyn — eine Versicherung, die er sehr großmüthig erfüllt hat. Nimmer werden wir so viele Liebe vergelten können, und diese Wohlthäter vielleicht auf dieser Welt nie wiedersehen, um ihnen danken zu können."

„Wir wohnten zusammen in einigen Zimmern, reichlich versehen mit Lebensmitteln, die wir selbst kochten, und mit Kleidungsbedürfnissen, welche wir uns selbst zurecht machten. Wir hatten die Erlaubniß, frei ausgehen zu dürfen, wenn wir wollten. Oft besuchten uns Menschenfreunde, Portugiesen und Landsleute, am öftersten Herr Lindenberg, und selten, ohne uns neue Wohlthaten mitzubringen."

„So durfte es jedoch in die Länge nicht dauern. Für uns wäre dieses müßige gute Leben nicht zuträglich gewesen, und warum sollte die Regierung auf unsere Bedürfnisse so viel verwenden, ohne daß wir ihr nützen konnten? Hatte sie dieß doch nicht nur während der hunderttägigen Quarantäne, sondern auch seit drei Monaten in Lissabon gethan. Betrübt war es, daß sich unter uns Wittwen befanden, die ihre Männer auf der traurigen Fahrt verloren hatten, und Kinder, welche ganz elternlos geworden waren. Dem Herrn Generalkonsul war dieß nicht entgangen. Er hatte sich daher die Mühe gegeben, jede Person auf die tauglichste Weise in ein Geschäft zu bringen, die erwachsenen Ledigen als Hausknechte oder Handwerksgesellen, die Wittwen als Dienstfrauen, ganze Familien als Gutspächter. Für die Kinder hatte er Plätze in reichen Familien ausgemittelt."

„Ich weiß nicht, ob uns der Himmel für die ausgestandenen unerhörten Leiden entschädigen wollte, oder ob überhaupt die Bewohner Lissabons so große Kinderfreunde sind, oder ob ihnen nur unsere Kinder so wohl gefielen? Daß sie ihnen aber gefielen, das weiß ich! Eines Tages kam Herr Lindenberg zu uns, und mit ihm fuhren noch mehrere schöne Kutschen an. Wir mußten uns mit unsern Kindern aufstellen. Die Fremden durchliefen die Reihen, und jeder wählte sich seine Pfleglinge mit sichtbarer Freude. Unter den Gewählten war auch mein Töchterchen Blandine. Ehe sie in den Wagen gehoben wurde, mußte sie ihre Kleidchen gegen viel schönere vertauschen. Wer hätte, auch bei den phantasie-reichsten Hoffnungen, vor einem halben Jahre vermuthet, daß wir unsere Kinder, deren Hunger wir damals nicht mehr stillen, deren zarte Glieder wir nicht mehr nothdürftig bedecken konnten, nach wenigen Monaten in seidene Stoffe gekleidet sehen würden?"

„Mir mit meiner übrigen Familie hatte der Generalkonsul den Pacht eines schönen Landguts, Cazada, bei dem Dorfe Bucellas, vier Stunden von Lissabon, ausgemittelt. Es war das Eigenthum eines reichen Edelmanns, Namens Francisco Jozé da Gama Machado, und bestand aus den erforderlichen Gebäuden, Ackerland und Weinbergen. Ich bezog den Pacht an Pfingsten 1818. Ach, was ist das für ein herrliches Land!"

„Wie wenig Plage, und doch was für köstliche und reichliche Früchte! Welche Feigen, Pomeranzen, Citronen, Trauben; und wie honig- nnd zuckerreich die Feigen und Pomeranzen! Sie tragen in Wahrheit Blühten und Früchte zugleich. Die Trauben sind dicht mit den größten Beeren besetzt, und der Wein ist süß und lieblich. Was könnte der Fleiß einem solchen Lande nicht abgewinnen!? Um Johanni war die Weizenärnte vorüber, mit Anfang August fing die Weinlese an. Herr Lindenberg besuchte uns mehrere Male. So sehr er und unser Edelmann mit unserm Fleiß zufrieden waren, so sehr hatten wir Ursache, es mit unserm Loose zu seyn."

„Unser guter Stern sollte uns jedoch nicht lange lächeln. Unvermuthet berief Herr Lindenberg mich und andere von uns zu sich, und erklärte uns, daß er es für äusserst rathsam hielte, wenn wir in unser Vaterland zurückzögen, für Pässe und Reisegeld wolle er möglichst sorgen. Wir kannten das freundliche Wohlwollen unsers Wohlthäters, und fügten uns. Ob wir Blandine zurücklassen wollten, blieb unserm Gutdünken überlassen. Man bot uns zuletzt Geld an, und eine nicht geringe Summe, wenn wir sie ganz abträten. Allein wir wollten, so arm wir waren, nicht durch eine Art Verkauf unsers Kindes reich werden. Das Aergste war, daß es der Kleinen selbst zu gut in den neuen Verhältnissen gefiel, daß sie ihre

Muttersprache so schnell vergaß, und als wir zu ihr kamen, sie auf viele unserer Fragen die Antwort gab: Non comprendo. Es ging uns durch die Seele. Ich glaube, wenn sie ihre andern Geschwister nicht gesehen hätte, sie wäre nicht mit uns gegangen. Gott vergelte der menschenfreundlichen Familie, die unserm Kinde so viel Gutes gethan!"

„Gegen Ende Juli bekam ich meinen Paß, und Briefe von Herrn Lindenberg nach Aldea, Gallegas und Elvas; er gab mir auch 31 schwere Thaler auf die Reise. Wir erhielten die Erlaubniß, uns durch Portugal führen zu lassen, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Der Paß lautete auf Elvas, Madrid, Bayonne, Nancy, Straßburg. Durch die Briefe des Herrn Lindenberg erhielt ich in Aldea, Gallegas und Elvas neue Reisegelder, die von den Gebern noch durch eigene Geschenke vermehrt wurden. Durch Frankreich erhielten wir die menschenfreundlichste Unterstützung. Diese Unterstützung verdanken wir ohne Zweifel der thätigen Verwendung des Herrn Lindenberg, und ich durfte daher oben mit Recht sagen, er habe sein Versprechen, Vater und Versorger für uns zu seyn, redlich erfüllt. Welche Verdienste hat sich derselbe nicht um mich und meine Gefährten erworben! Alle, die noch am Leben sind, so weit sie auch zerstreut seyn mögen, werden dankbar davon Zeugniß geben."

„So trat ich denn die Rückreise mit meinem Weibe und vier Kindern an, und nahm Abschied von einem Lande, wohin uns Gott aus so schrecklichen Leiden gerettet, wo er uns so vieles Gute hatte finden, so viele Menschenfreunde kennen lernen lassen. War es nun nichts Geringes, mehr als siebenhundert Stunden zu Fuß mit Kindern zu machen, die wir oft auf dem Rücken tragen mußten, durch drei Länder von verschiedenen fremden Sprachen, Länder, die uns gänzlich unbekannt waren; war es nichts Geringes, besonders durch Spanien zu wandern, das damals nicht leicht Jemand ohne militärische Bedeckung durchreiste; trug es sich nicht selten zu, daß wir, bei der geringen Bevölkerung Spaniens des Abends kein Dorf erreichten, und ein niederes Gebüsch zum nächtlichen Obdach wählen mußten, wo uns öfters noch ein Ungewitter mit Regen überfiel; war es überhaupt nichts Geringes, eine solche Reise zu machen: so müssen wir es doch zum Preise Gottes rühmen, daß Keines von uns erkrankte, und wir überall viele Theilnahme fanden, viel Gutes empfingen."

„Den 1. Nov. 1818 waren wir in Madrid; den 30. Jan. in Pforzheim auf deutschen Boden und den 31. in der Heimath."

„Das Wiedersehen nach einem Jahr und neun Monaten war zwar auf einer Seite erfreulich, denn es war doch in der nie vergeßnen, oft so sehnlich zurückgewünschten Heimath, und konnte einmal der ruhelosen Wallfahrt ein

Ziel setzen. Aber es war, von einer Seite betrachtet, auch herzzerschneidend. Weggezogen seyn, weil es im Dorfe nicht gut genug war; mit 500 Gulden weggezogen seyn, unnennbare Angst, Noth und Strapatzen erlitten haben und jezt wieder kommen, kommen müssen mit dem Gewinne, all das Seinige, zudem drei Kinder verloren zu haben; für die Zukunft erst noch kein Mittel zum ordentlichen Fortkommen vor sich zu sehen — welch ein Wiedersehen!"

Der durch so viele Bedrängnisse, und durch so viele verschwundene Hoffnungen tiefgebeugte Jacob Butsch betrat das heimische Dorf mit dem festen Entschlusse, alle seine Kräfte aufzubiethen, um die fehlgeschlagene Auswanderung durch desto grössere Betriebsamkeit im Vaterlande wieder gut zu machen. Schon nach drei Jahren war es dem braven Mann, dessen Redlichkeit, unermüdeter Fleiß, Ordnungsliebe, Bescheidenheit und Religiösität die Liebe und die Wohlthaten sowohl seiner Nachbarn als der Bewohner umliegender Ortschaften erworben hatte, glücklich wieder gelungen, sich in eine Lage gesetzt zu sehen, welche ihm, dem Zufriedenen und Genügsamen, für seine Verhältnisse nichts zu wünschen übrig ließ.

An der Thüre seines Häuschens, wo er betriebsam und still dahin lebte, war eine Tafel befestigt, worauf er selbst mit zierlichen Buchstaben die gewichtigen Worte geschrieben hatte: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" —

Die Macht des bösen Gewissens.

In der großen englischen Handelsstadt Liverpool, in der Grafschaft Lancaster, lebten vor ungefähr 40 Jahren zwei sehr reiche Kaufleute, Robert und Daunton. Der erstere war unvermählt, der andere verehelicht und Vater von mehreren unerzogenen Kindern. Robert hegte schon seit vielen Jahren gegen Daunton einen eben so unverdienten als heftigen Groll. Die Hauptursache desselben war, daß Daunton die ehemalige Geliebte Roberts geehelicht hatte, welche diesem ohne Zweifel treu geblieben wäre, wenn sie nicht an ihm verschiedene böse Eigenschaften, besonders Hang zum Spiel und Trunk wahrgenommen hätte, während der rechtschaffene, sparsame und immer nüchterne Daunton ihre Hochachtung und Liebe erwarb. Robert bemühte sich zwar äusserlich, durch Höflichkeit und Artigkeit seinen unter der Asche glühenden Haß zu verbergen, allein dieser erhielt einen neuen Zuwachs, als viele Handelsfreunde Roberts, durch dessen Rauhheit, Stolz und unordentliche Geschäftsführung abgeschreckt, mit ihm allen ferneren Verkehr abbrachen; und mit Daunton Verbindungen

anknüpften. Von diesem Augenblicke an beschloß Robert Dauntons Tod, es koste nun was es wolle. Rasch führte er auch seinen Mordanschlag aus. Er lud den nichts Arges besorgenden Daunton mit verstellter Freundlichkeit auf sein eine Meile von der Stadt entlegenes Landgut ein; er empfing ihn auf's herzlichste, und bewirthete ihn köstlich. Allein in dem Augenblick, als Daunton eben in einem Gartenhaus auf's vertraulichste sich mit seinem vermeinten Freunde unterhielt, sprangen auf ein gegebenes Zeichen drei gedungene Meuchelmörder herbei, und ermordeten ihn auf's grausamste mit vielen Dolchstichen vor den Augen Roberts, welcher sich an den Qualen des unglücklichen Opfers labte, und mit einer donnernden Stimme ihm zurief: „Nun bin ich gerächt!" —

Der blutende Leichnam des Ermordeten wurde in der Nähe des Gartenhauses verscharrt, und sein Mörder ergriff die Flucht. Er hatte sich schon lange zu selber vorbereitet, sein ganzes Eigenthum verkauft, und den Erlös in Gold, Wechsel und Juwelen umgesetzt, die leicht zu verbergen und mitzubringen waren. In der Nähe des Landhauses war das Meerufer. Dort wartete in eben dieser Nacht auf ihn ein Boot, das ihn zu einem großen Schiffe auf der Rhede von Liverpool brachte. Dieses lichtete noch vor Tagesanbruch die Anker, und als die ersten Sonnenstrahlen das unermeßliche Meer beleuchteten, war er schon viele

Meilen von Liverpool und von dem Schauplatze der gräßlichen Mordthat entfernt. Diese wurde erst nach mehrern Wochen ruchtbar. Der Leichnam des Unglücklichen war nur mit weniger Erde bedeckt, und verbreitete in den heissen Sommertagen einen unerträglichen Gestank. Hunde kamen auf die Spur, und scharrten die Leiche aus, die jedermann gleich für den Körper des rechtschaffenen Dauntons erkannte. Daß Robert sein Mörder gewesen sey, konnte nicht mehr bezweifelt werden, da man ihn an jenem Abend in Roberts Gesellschaft gesehen, und dieser ohne alle Veranlassung sich flüchtig gemacht hatte.

Man stelle sich den Jammer der Gattin und unmündigen Kinder des Ermordeten vor! Alle rechtschaffenen Menschen bedauerten seinen kläglichen Tod; tausend gerechte Verwünschungen folgten dem Mörder, und die Behörden wandten alle Mühe an, seiner habhaft zu werden. Umsonst! Das Schiff, das ihn und seine Reichthümer trug, fuhr sicher an den irländischen Küsten vorbei, und führte den Mörder durch das atlantische Meer wohlbehalten in den Hafen von Lissabon. Entflohen war er dem Arme des weltlichen Richters, aber jenseits erblickte er mit Schrecken den unbestechlichen und unausweichlichen ewigen Richter, und schon hier auf Erden übernahm sein Gewissen das furchtbare Rächeramt. Vergebens durchreiste er alle Länder von Europa; vergebens suchte er durch Betrachtung

merkwürdiger Gegenstände, durch Belustigungen und sinnliche Genüsse aller Art sich zu betäuben, und die lästige Stimme des innerlichen Mahners zum Schweigen zu bringen. Es gelang ihm nicht; die Stimme schwieg nicht; das unschuldige Blut schrie beständig zum Himmel, und der Wurm des belasteten Gewissens nagte an seinem Herzen und an seinem Leben. Zwar schien es, als ob mitten unter glänzenden Festen und rauschenden Lustbarkeiten die Erinnerung an seine gräßliche That erloschen oder doch minder lebhaft wäre! aber wenn nun der Sinnentaumel verflogen war, und er allein im Dunkel der stillen Mitternacht schlaflos auf seinem Lager von Eiderdunen sich hin und her wälzte, dann rief die Blutstimme wieder desto lauter, und der Geist des Ermordeten schien blutig und bleich vor ihn hin zu treten, und ihm mit aufgehobener Rechte zu drohen. Dann schüttelte ihn ein unbeschreiblicher Schauder am ganzen Leib, er rief mit bebender Stimme seine Bedienten herbei, und hieß sie im hellerleuchteten Schlafzimmer an seinem Bette wachen, bis der Morgen anbrach.

Nachdem sich Robert viele Jahre in allen Ländern von Europa herumgetrieben hatte, schiffte er sich endlich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ein, kaufte sich dort ansehnliche Besitzungen, verehlichte sich, und wurde Vater von fünf blühenden Kindern. Aber die unaufhörlichen Vorwürfe des Gewissens verbitterten ihm jeden Le-

bensgenuß, und selbst im vertraulichen Kreise seiner Familie konnte er seines Lebens nicht froh werden. Finstere Schwermuth lag beständig auf seinem Gesicht. Umarmte er seine zärtlich geliebte Gattin, so fiel ihm Dauntons Gemahlin ein, die er zur Wittwe gemacht hatte. Nahm er eines seiner Kinder auf den Schoos, so konnten ihn dessen Liebkosungen nicht erheitern, denn er dachte an die Kinder des Ermordeten, die durch ihn zu Waisen geworden waren. So lebte er unter beständigen innerlichen Qualen zwanzig Jahre in jenem fremden Welttheile. Da erwachte in ihm heftiger als jemals die Sehnsucht nach dem geliebten Vaterland. „Wer wird sich dort noch jener That erinnern?" sprach er zu sich selbst; „wer wird mich nach einer Abwesenheit von 24 Jahren dort noch erkennen? Gram und Gewissensbisse haben meine Gesichtszüge verändert, und meine Haare gebleicht. Als rüstiger Mann von 36 Jahren hab' ich England verlassen, als ein abgelebter, schwächlicher Greis von 60 Jahren kehre ich dahin zurück. Ich will an dem Grabe des von mir Ermordeten beten, daß er mir verzeihe, daß sein Schatten nicht mehr zürnend dem Grab entsteige, um mich zu verfolgen, und die Erinnerung an ihn und meine That nicht mehr die letzten Tage meines Lebens vergifte."

Seine Gattin, selbst eine geborne Engländerin, war mit diesem Entschlusse ihres Mannes vollkommen einver-

standen; dieser verkaufte nun seine sämmtlichen Besitzungen, beurlaubte sich von den Anverwandten seiner Frau und den übrigen Bekannten, die ihn wegen seines nunmehrigen höchst rechtschaffenen Wandels sehr lieb gewonnen hatten, und schiffte sich mit Frau und Kindern und seinem ganzen in Wechsel umgesetzten Vermögens nach Europa ein. Die Fahrt ging glücklich von statten, und an einem schönen Sommertage lief das Schiff in den Hafen von Liverpool ein. Er stieg furchtsam an's Land, denn er dachte sich noch immer die Möglichkeit einer Entdeckung; allein er wurde ruhiger, als er im Gasthofe, wo er nach der Landung abgestiegen war, mehrere seiner ehemaligen Bekannten fand, die ihn bei seiner großen körperlichen Veränderung nicht mehr erkannten, und sich mit Herrn Mirton (diesen Namen hatte er schon bei seiner Flucht aus England angenommen, und immer beibehalten) sehr höflich, als mit einem angesehenen Fremden, unterhielten. Dadurch ermuthigt, wagte er am folgenden Morgen einen Spaziergang durch die Straßen von Liverpool. Der Weg führte ihn bei dem Hause des ermordeten Dauntons vorbei, das er noch wohl erkannte. Er stand einige Augenblicke gedankenvoll vor dem Hause still; da fliegt plötzlich im dritten Stock ein Fenster auf, und eine Stimme ruft so laut als möglich auf die zahlreichen in der Straße wandelnden Menschen herab: „Haltet ihn, haltet ihn! der

ist's!" — Robert war wie vom Donner gerührt. Er wähnte sich erkannt, und verfolgt, und lief so schnell als er konnte, dem Hafen zu. Allein bald verrannten ihm mehrere Leute den Weg; es entstand ein gewaltiger Lärm und Auflauf vor dem Hause; man ergriff und mißhandelte Robert, der mit Entsetzen schrie: „Ja, ich bin's! ich hab' es gethan. Führt mich zum Friedensrichter! Ich will Alles bekennen." Der Pöbel führte ihn, oder schleppte ihn vielmehr zum Friedensrichter, allein kaum hatte dieser die erste Frage an ihn gethan, als ein neuer Lärm auf der Straße entstand, und man draußen schrie: „Sie haben den Dieb, sie haben ihn." Robert, der sich mit diesen Worten gemeint glaubte, betheuerte feierlich, er habe zwar die Mordthat, aber keinen Raub, keinen Diebstahl begangen. Der Richter wußte nicht, was er von der Sache denken sollte, und seine Verwunderung und Verlegenheit nahmen zu, als man bald darauf einen Kerl ins Audienzzimmer brachte, welcher in jenem Hause, wo einst Daunton mit seiner Familie wohnte, eine Sackuhr gestohlen hatte. Daher kam jene Stimme, welche Robert irrig auf sich und seine That bezogen hatte. Schon wollte diesen der Richter als einen Wahnsinnigen entlassen, als ein Vetter Dauntons eintrat, der in Robert sogleich den Mörder seines Freundes erkannte. Der Richter eröffnete auf der Stelle die Untersuchung. Robert bekannte Alles. Er wurde zum

Tode verurtheilt. Tief erschüttert nahm er von seiner in Thränen zerfliessenden Familie Abschied, und empfahl sie der Obsorge eines seiner Anverwandten. Dann bereitete er sich zum Tod. Er betrat mit tiefer Reue und christlicher Fassung das Blutgerüst, und sagte im Augenblick seiner Hinrichtung öffentlich, daß die Stunde, wo er die Strafe seines Verbrechens leide, die einzige glückliche Stunde sey, die er in den 24 Jahren, die seit seinem Verbrechen und seiner Flucht verflossen waren, jemals gehabt habe. Denn unter allen Foltern ist die Folter des bösen Gewissens die schrecklichste, und mit nichts zu vergleichen, als mit jenem Wurme, der nie stirbt, und jenem Feuer, das nie erlöscht, das ist — mit den Strafen der Hölle.

O Jüngling, meide jederzeit
Der Sünde grause Pfade,
Sie führen dich, wenn gleich bestreut
Mit Rosen — doch gerade
Hin an des ew'gen Abgrunds Rand,
Und Reue streut mit dürrer Hand
Dir Dornen auf das seidne Kissen:
Es macht das rächende Gewissen,
Das stets in Aengsten dich erhält,
Zur Hölle dir schon diese Welt.

(Die Fortsetzung dieses Werkes erfolgt erst, wenn sich die Kosten deckende Subscribenten melden.)

Inhalts-Anzeige.

	Seite
Lohn der kindlichen Liebe und mütterlichen Duldung	1.
Die Kosacken	37.
St. Juliens Schiffbruch und Aufenthalt unter den Wilden	67.
Die Macht der kindlichen Liebe	113.
Die Auswanderung	133.
Die Macht des bösen Gewissens	169.

Bei dem Verleger dieses sind erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Bürger- und Bauernkochbuch, 2 Thle. Von M. K. Daisenberger. Zweite verbesserte Ausgabe. 8. München 48 kr. brosch.

Der lustige Hochzeitlader, oder Einladung zur Hochzeit, Danksagungen und Lieder nach derselben. Nebst Einladung zum Scheibenschießen und einem deutschen, lateinischen und französischen Titularbuche. Von J. B. Schmid. 3te Aufl. 8. das. 30 kr. brosch.

Heiliges Jahr, das ist: Leben und Thaten der Heiligen auf alle Tage des Jahres, 11ter Band. gr. 8. das. ist so eben erschienen, und kann von den Titl. Herren und Frauen Subscribenten und Pränumeranten in Empfang genommen werden.

Zum Vortheil des heiligen Jahres herrscht noch immer nur Eine Stimme, wie ich wieder durch neuere Briefe zu beweisen bereit bin. So schreibt z. B. ein Geistlicher, der selbst eine große Bibliothek besitzt, und weit und breit als ein Bücherkenner bekannt ist: „Sie haben mir schon viele Bücher geliefert, auch Goldhagens Legende, aber das heilige Jahr läßt alle weit zurück, und macht mir besonders viel Vergnügen.

Der 12te Band erscheint binnen wenigen Wochen unfehlbar, doch wird der erste Preis zu 6 fl. noch bis Neujahr beibehalten, da es täglich neue Liebhaber wünschen.

Nachricht.

Von diesen Blühten und Früchten rc. erscheint eine Fortsetzung, sobald sich die Kosten deckende Subscribenten zeigen. Man macht sich nur für vier Hefte verbindlich, zeigt aber den Austritt immer vor der Erscheinung des vierten, achten, zwölften Heftes der Handlung an, von welcher es bezogen wird, weil man die Stillschweigenden als Subscribenten betrachten muß. Der Preis ist für jedes Heft portofrey 24 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blüthen und Früchte oder Erzählungen für die Jugend

München u.a. 1830

Paed.pr. 469
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759350-1